

- * **Gespräch** – Wie unser Konsum den Hunger verschärft **30**
- * **Begegnung** – Ein diskreter Vermittler **34**
- * **Forschung** – Preisgekrönte Landkarten **28**

Oktober 2009

142

UniPress*



Europaflug mit
SWISS.

Studentenkonto
eröffnen
und abheben.

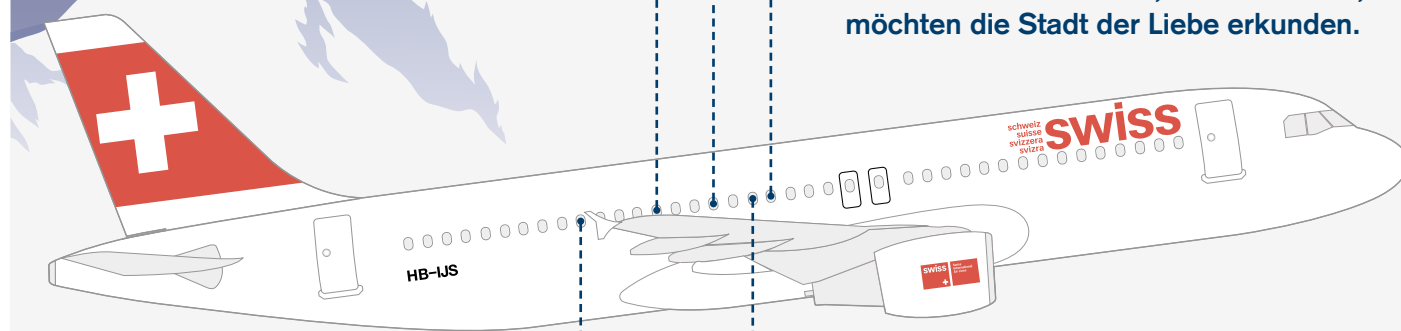
● Oliver S., Wirtschaftsstudent,
besucht seine Schwester in Paris.

● Fabienne B., Architekturstudentin,
will dieses Mal ohne Freund und Hektik
die Galleries Lafayette erkunden.

● Dincer T. und Natalie B., Jurastudenten,
möchten die Stadt der Liebe erkunden.

Thomas B., Kunststudent, ●
möchte Mona Lisa lächeln sehen.

● Steffi F., Sportstudentin,
nimmt am Pariser Marathon teil.



Willkommen an Bord.

Eröffnen Sie bis 31. Oktober 2009 ein Privatkonto Academia und Sie erhalten von der Credit Suisse einen Gutschein für einen Flug mit SWISS nach Amsterdam, Barcelona, Berlin, Budapest, Kopenhagen, London, Madrid, Paris, Prag, Rom, Stockholm oder Wien, inklusive Rückflug, Taxen und Gebühren. Das Angebot der Credit Suisse gilt nur, so lange Vorrat. Sofort mit Studentenausweis und ID in die nächste Filiale oder per Gratis-SMS weitere Informationen bestellen: «CS Flug» und Ihre E-Mail-Adresse an 963.

www.credit-suisse.com/flug

Neue Perspektiven. Für Sie.

CREDIT SUISSE 



FORSCHUNG IM BERNBIET

Der Kanton Bern: Das sind 5967 km² mit Landwirtschaft (43 %), Wald (31 %), unproduktivem Gebiet (19 %) sowie Siedlungs- und Verkehrsflächen (7 %). Das sind auch: Eine Million Einwohner, 392 Gemeinden, 2 Amtssprachen. Die Region zwischen Finsteraarhorn (4274 m/M) und Wynau an der Aare (401 m/M) blickt auf eine über 800-jährige Staatsgeschichte zurück. Dies alles bietet vielfache Anknüpfungspunkte für universitäre Forschungen in den Bereichen Geschichte, Kunst und Kultur. In dieser 4. Ausgabe von «UniPress» zum 175-Jahr-Jubiläum der Universität Bern stehen sie im Mittelpunkt.

Der Kanton Bern: Das sind Grenzen zu elf anderen Kantonen. Wir haben unseren Fotografen auf die Reise geschickt. Entstanden sind Bilder von grosser Vielfalt. Wir laden Sie ein, zu raten, wo die Aufnahmen jeweils entstanden sind. Im Impressum auf Seite 44 sind die Standorte aufgelistet.

Grosse Leserinnen- und Leserbefragung

Das Wissenschaftsmagazin «UniPress» erscheint als Visitenkarte und Botschafterin der Universität Bern seit 1976. Aktuell erreicht es bei einer Auflage von 13 500 Exemplaren vier Mal im Jahr gratis unsere rund 10 000 Abonentinnen und Abonenten sowie weitere Interessierte.

Beschwerden erreichen uns kaum – woraus wir im Umkehrschluss auf eine weitgehende Zufriedenheit schliessen könnten. Das widerspräche allerdings unserem Qualitätsbewusstsein; wir würden es gerne genauer wissen. Deshalb liegt dieser Ausgabe ein Fragebogen bei; wer will, kann die Befragung auch online ausfüllen (www.up-befragung.unibe.ch).

Ob online – oder per Post: Es würde uns freuen, wenn sich möglichst viele unserer Leserinnen und Leser die Zeit nehmen könnten, uns bei der Verbesserung von «UniPress» zu helfen. Die Auswertung der Befragung erfolgt extern, der Datenschutz ist gewährleistet. Unter allen Teilnehmenden werden sechs Büchergutscheine verlost. Ich möchte mich bereits hier für die möglichst rege Teilnahme bedanken.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Marcus Moser

X-treme Unlimited

Immer mehr MUSIC & unlimitierte SMS



1.-

LG GW520

X-treme Unlimited/24 Monate
Unlimitierte SMS inklusive

Ohne Preisplan 399.-

Orange Young
gratis
telefonieren
am Abend + am Wochenende

Inkl. MwSt. Gültig bei Neuabschluss von X-treme Unlimited für 24 Mt., CHF 29.-/Mt. Exkl. SIM-Karte CHF 40.-. Nur solange Vorrat in allen Orange Centers. Bei mehr als 3000 SMS pro Monat behält sich Orange vor, den Versand von SMS einzuschränken. Gratis-Option Orange Young für alle unter 27 Jahren und Studenten: gratis telefonieren am Abend von 19 bis 7 Uhr und am Wochenende ins Orange Netz und in alle Schweizer Festnetze. Mehr Infos unter orange.ch/x-treme



Inhalt



FORSCHUNG UND RUBRIKEN

Forschung

- 24 **Religionswissenschaft:** Wissenschaft versus Religion – von wegen!
Von Matthias Abplanalp
- 26 **Psychologie:** Schau mir in die Augen, Kleines.
Von Bettina Jakob
- 28 **Geographie:** Karten für den Frieden.
Von Marcus Moser

Rubriken

- 1 **Editorial**
- 30 **Gespräch**
Urs Wiesmann – Mehr Fleischkonsum verschärft die Hungersituation.
Von Marcus Moser
- 34 **Begegnung**
Wolf Linder – Mit gewitzter Zurückhaltung.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 36 **Meinung**
Jung und Alt müssen voneinander lernen.
Von Pasqualina Perrig-Chiello
- 43 **Bücher**
- 44 **Impressum**
- 175-Jahr-Jubiläum*
- 45 **Universum**
«In Bern glaubte ich das erste Mal an mich selbst.»
Von John le Carré
- ab 7 **Unisplitter**
Von Franziska Rogger

FORSCHUNG IM BERNBIET

- 5 Wie die Vorfahren der Berner auf der Engehalbinsel lebten.
Von Urs Rohrbach
- 8 Wie Gotthelf ausspioniert wurde.
Von Norbert Wernicke
- 13 Keine Spur behäbig: Die Bauten der Universität Bern.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 18 Riggisberg bietet Stoff für Forscher-Träume.
Von Birgitt Borkopp und Catherine Depierraz
- 21 «Bern, die schönste der Schweizer-Städte – von allen ...»
Von Edith Keller

Bilder zum Thema: Tomas Wüthrich

In eigener Sache

Dieser Ausgabe von «UniPress» liegt eine Leserbefragung bei. Sie finden den **Fragebogen auf Seite 17** oder im Internet unter **www.up-befragung.unibe.ch**.

Besten Dank für Ihre Teilnahme.



Wie die Vorfahren der Berner auf der Engehalbinsel lebten

Das keltische und römische Bern lag nicht im Gebiet der heutigen Altstadt, sondern auf der Engehalbinsel. Was vom frühesten Bern übrig blieb, erforscht die bernische Archäologie.

Von Urs Rohrbach

Die Ursprünge der heutigen Stadt Bern liegen im Dunkeln, denn die ersten Urkunden über die Stadtgründung lassen nach wie vor viele Spekulationen offen. Angeblich ist die zähringische Neugründung 1191 in der unteren Altstadt auf «grüner Wiese» oder im dichten Wald entstanden, nachdem man das Namen gebende Tier, einen Bären erlegt hatte – so die Legende.

Obschon man in der Berner Altstadt bei archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre keine nennenswerten Funde aus dem frühen Mittelalter nachweisen konnte, war das Gebiet während dieser Zeit sicher nicht menschenleer, dies belegen zahlreiche frühmittelalterliche Gräberfelder um Bern. Im Mittelalter waren die politischen und geistigen Zentren im Gebiet um Bern die Orte Bümpliz und Köniz. Deren Kirchen und Schlösser sind auf Arealen von ehemals grossen römischen Gutshöfen gelegen, Bümpliz weist sogar keltische Wurzeln auf.

Das keltische *Oppidum* Bern-Engehalbinsel

Berns «Vorgängerstadt» ist interessanterweise etwa drei Kilometer nordwärts in einer weitläufigen Aareschleife zu suchen. Die topographischen Verhältnisse der Engehalbinsel wusste man schon in urgeschichtlicher Zeit zu nutzen und baute die Siedlung hoch über der Aare. Die Aare war seit jeher auch ein wichtiger Wasserweg.

Ab ungefähr 250 v. Chr. lag die keltische Stadt zuerst im Bereich der heutigen Tiefenau (Worblaufenfeld) und später auf

dem Hochplateau des Engemeisterfeldes. Im ersten vorchristlichen Jahrhundert dehnte sich die Stadt gegen Norden aus.

Um 100 v. Chr. wurden alle leicht zugänglichen Teile der Engehalbinsel mit einem mächtigen Wall befestigt. Das repräsentative Befestigungssystem mit Graben und massiver Mauer aus Holz und Stein wurde in den 1960er Jahren beim Bau der Matthäuskirche im Rossfeld untersucht.

In seinem ausführlichen Bericht über den Gallischen Krieg (58–52 v. Chr.) beschreibt Julius Caesar diese Befestigungsanlagen sowie die Städte und Dörfer der keltischen Helvetier. Insgesamt sollen im helvetischen Territorium – ungefähr das heutige Schweizer Mittelland – zwölf befestigte Zentren, so genannte *Oppida*, gelegen haben, eines davon befand sich auf der Engehalbinsel.

Ein 1984 gefundenes Zinktäfelchen nennt wohl den Namen dieses *Oppidums*: BRENODOR – *Brenodurum*. Die Inschrift mit griechischen und lateinischen Lettern – typisch für die Kelten ohne eigenes Alphabet – nennt auch NANT, das Tal / AROR, die Aare, also das Aaretal. Leider kann das Täfelchen nicht genau datiert werden, vermutlich wurde es in früh-römischer Zeit beschriftet.

Brenodurum war ein politisches und religiöses Machtzentrum der helvetischen Aareregion mit einem vom profanen Gebiet abgegrenzten Heiligtum. Hier lebten Leute der Oberschicht sowie Händler und Handwerker wie Töpfer, Drechsler, Wagenbauer, Schmiede und weitere, die ihre Erzeugnisse auch für das weitere Umland produzierten.

Das über 130 Hektar grosse *Oppidum* (zum Vergleich: Das heutige Stadtgebiet erstreckt sich auf mehr als 5000 Hektaren) war nicht flächendeckend überbaut. Es gab Häuser und Speicher aus Holz angrenzend an viel landwirtschaftlich genutzte Fläche.

Brenodurum wird römisch

Das *Oppidum* blieb nach der Eroberung Galliens durch Caesar um 50 v. Chr. weiterhin bewohnt und war in römischer Zeit eine Kleinstadt, ein *Vicus*. Diese Siedlungskontinuität kann anhand von Münzen und Gewandschliessen, wichtige Bestandteile der einheimischen Tracht, bestätigt werden.

Die militärische Eroberung und völlige Eingliederung Helvetiens ins *Imperium Romanum* in den letzten Jahrzehnten vor Christi Geburt haben auf der Engehalbinsel wenig Spuren hinterlassen. Trotz der tiefgreifenden politischen und wirtschaftlichen Veränderungen lebten aber die althergebrachten Traditionen weiter, weil sich die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung kaum veränderte: Aus dem Spät-keltischen entstand unter Einfluss der römischen Welt eine gallorömische Mischkultur.

Leben und Sterben im römischen Bern

Wie schon die Generationen vor ihnen, bestatteten die gallorömischen Berner ihre Toten im Rossfeld südlich der Stadt. Das Gräberfeld lag an der Ausfallstrasse, welche durch den Forst nach Avenches führte – nach *Aventicum*, Hauptstadt des römischen Helvetiens.



Bis in die Neuzeit war die Engehalbinsel landwirtschaftlich genutzt und kaum bewaldet. Müller Atlas von 1798.



Die Gebiete Rossfeld und Tiefenau sind grösstenteils überbaut. Luftbild von 1979.

Am Südrand des *Vicus Brenodurum* standen an höchster Stelle der Halbinsel ein Theater und ein Heiligtum mit wenigstens drei Tempeln – eine in Gallien sehr geläufige Verbindung. Dort im Engemeistertgut existierte auch schon in keltischer Zeit eine Kultstätte.

Eine grosse Inschrift nennt als Stifter eines römischen Tempels die REGIO O... und den Bürgermeister aus Avenches, der für den Bau verantwortlich war. Solche unschriftlich überlieferten Regionen sind als territoriale Einheiten zu interpretieren. Als Nachbarregion ist in Muri die REGIO ARVRENSIS (Aareregion) und im Oberen Aaretal um Thun die REGIO LINDENSIS überliefert. Lind, ein keltischer Wortstamm für stehendes Gewässer, spricht die Oberlandseen an.

Zwischen dem Heiligtum und dem städtischen Zentrum, zu dem das Bad und wahrscheinlich weitere öffentliche Bauten gehörten, reihten sich im Reichenbachwald entlang der etwa 15 Meter breiten Hauptstrasse Wohn- und Gewerbebauten. Die anfänglich aus Holz erbauten Häuser ersetzte man nach einem Brand um etwa 70 n. Chr. durch gemörtelte Steinbauten. Die Dächer waren mit Schindeln oder Ziegeln gedeckt.

Wie in anderen Kleinstädten grenzten mehrgeschossige Häuser mit ihren 10 bis 15 Metern breiten Schmalseiten an die geschotterte Strasse. Den Fassaden war ähnlich wie die Lauben in der Berner Altstadt eine überdachte *Portikus* vorgelagert.

Während in den strassenseitigen Räumen Werkstätten und Ladenlokale untergebracht waren, befand sich im mittleren Hausteil der Wohnraum, der meist einfach mit Truhen und Gestellen möbliert war. Die zentrale Herdstelle diente als Wärmequelle und Kochplatz, wo die tägliche Kost gekocht wurde. Über eine hölzerne Treppe gelangte man in das Obergeschoss, wo sich die Schlafräume oder Abstellkammern befanden.

Den langen Hinterhof nutzte man zu gewerblichen Zwecken, als Obst- und

Gemüsegarten sowie zur Kleintierhaltung. Oftmals befanden sich dort auch die Latrine und der Sodbrunnen. Einen solchen bis zu 28 Meter tiefen Schacht hat man 1923 bis auf den Grund ausgegraben. Brunnen mit fliessendem Wasser sind nicht nachgewiesen. Angesichts eines öffentlichen Bades, wo täglich hunderte von Litern Wasser benötigt wurden, gehen wir von hölzernen Wasserleitungen aus, die sich jedoch nicht erhalten haben.

Handwerk und Handel stellten im *Vicus* die wichtigsten Erwerbszweige dar. So gab

Gestern und Morgen – Archäologie in Brenodurum

Noch im frühen 18. Jahrhundert waren auf der Engehalbinsel Ruinen römischer Gebäude sichtbar. Beim Bau des Pulverturms wurde das Theater entdeckt, jedoch nicht als solches erkannt. Unweit davon fand man ein Mosaik. Die Tiefenaubrücke und als Folge davon ein gewaltiger Strasseneinschnitt zerstörten 1846–1851 grosse Teile der keltischen Siedlung, aber zündeten gleichzeitig den Funken für die archäologischen Forschungen. Albert Jahn (1804–1900), in dieser Zeit Unterbibliothekar der Stadtbibliothek, erforschte die Enge und publizierte 1850 seine gewissenhaften Beobachtungen.

Unter der Leitung von Otto Tschumi, Konservator am Bernischen Historischen Museum, wurden zwischen 1919 und 1938 fast jährlich Untersuchungen durchgeführt. Diese und verschiedene Ausgra-

bungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch den Archäologischen Dienst des Kantons Bern lieferten wichtige Erkenntnisse zur Besiedlungsgeschichte der Engehalbinsel.

Heute liegt noch vieles unberührt brach oder droht durch künftige Eingriffe zerstört zu werden, beispielsweise durch Neubauten in der Tiefenau. Nur durch die gezielte Erforschung und Sicherung dieser historischen Stätte können wir weitere Informationen über das älteste Bern erhalten. Ansonsten bleiben wir auf dem Stand, wie es Jahn so schön umschrieb:

«Fasst man das Einzelne zusammen und sucht ein Gesamtergebnis herauszubringen, so stösst man auf nicht geringe Schwierigkeiten, und es ist leichter Vermutungen als eine zuverlässige Ansicht aufzustellen.»

es Bronze- und Eisenschmiede wie auch weitere Handwerker, die keine Spuren hinterlassen haben. Dass hier das Töpferhandwerk sehr früh eine wichtige Rolle gespielt hatte, zeigen mehrere Brennöfen in den Hinterhöfen. Einige der Bewohner von *Brenodurum* sind uns auch namentlich bekannt: ACVTVS, GENIALIS und VICTOR waren Töpfer, die ihre Ware mit einem Namen-Stempel kennzeichneten.

Ein archäologisches Puzzle

Im Gegensatz zu anderen Städten, zum Beispiel Yverdon *Eburodunum* und Solothurn *Salodurum* ist in Bern bisher keine spätantike Befestigung gefunden worden. Eine Schutzmauer, die in den von Unruhen und Krisen geprägten Zeiten des späten dritten Jahrhunderts der Bevölkerung den nötigen Schutz geboten hätte, fehlt also. Die archäologischen Zeugnisse datieren bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts; danach verlieren sich die Spuren. *Brenodurum* blieb offenbar als namengebendes Idiom für das nahe gelegene Bremgarten und wohl später Bern erhalten. Was die Menschen im Boden hinterliessen und was nicht dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist, tragen Archäologinnen und Archäologen gleich einem Puzzle zusammen und rekonstruieren – trotz einiger Lücken – einen facettenreichen



In römischer Zeit lag im heutigen Reichenbachwald der *Vicus Brenodurum*.

Einblick in den *brenodurensischen* Alltag. Trotz der zähringischen Gründungssage hat die Geschichte von Bern Kontinuität, aber das Zentrum wechselte innerhalb der Aareschlaufen. Von der keltischen Zeit bis heute – von *Brenodurum* nach Bern.

Kontakt: Urs Rohrbach, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie der Römischen Provinzen, ursus@students.unibe.ch



Dr. chem. Max Morgenthaler und der Nescafé Verehrt, gedemütigt, gefeiert

Nachdem Brasiliens Kaffee-Ernten Rekordvolumen erreicht hatten, wandten sich die Kaffeebarone in den 1920er Jahren an die Firma Nestlé. Sie wünschten ein Verfahren zur Konservierung des Kaffees. Bei Nestlé arbeitete damals Max Morgenthaler als Nahrungsmittelchemiker, der 1924 an der Berner Uni über die Löslichkeit von Salzen promoviert hatte. Morgenthaler scheiterte erst, kam aber 1936 bei privaten Forschungen auf die Idee, dem Kaffee Kohlenhydrate einzuverleiben, um so seinen Geschmack und sein Aroma zu bewahren. Ein Jahr später wurde sein Verfahren patentiert und die industrielle Produktion von Nescafé aufgenommen. Das braune Pulver wurde weltbekannt, Morgenthaler verehrt. Er erhielt eine Gewinnbeteiligung. Eine makellose Erfolgsgeschichte? Nicht ganz!

Ende der 1940er Jahre wird der Nescafé zum Entsetzen Morgenthalers verändert und seiner Ansicht nach mit «Dreck» gestreckt, er selbst von neuen CEO's abgeschoben. Morgenthaler fühlt sich gedemütigt, degradiert, himmelschreiend ungerecht behandelt. 1955 muss der 54-Jährige Nestlé verlassen. Er wird mit einer jährlichen Abfindung abgespiesen, die in keinem Verhältnis zu den Einnahmen Nestlés an einem ihrer gewinnträchtigsten Produkte steht. Morgenthaler leidet, trinkt keinen Nescafé mehr,prozessiert.

Heute wird der Berner Dr. chem. Max Morgenthaler auf der Nescafé-Webseite als «Kaffeeguru» mit «genialer Idee» gefeiert, dem die Firma «viel zu verdanken habe». Morgenthaler sieht es nicht mehr, er starb 1980. far

Ein Reklamebild von 1952 für den «Nescafé», den der Berner Chemiker Max Morgenthaler entwickelte.

Wie Gotthelf ausspioniert wurde

Schwierigkeiten der Schulen und der Schüler sind wohl schon so alt wie die Schulen selbst, und nicht immer ging es dabei mit rechten Dingen zu. Dies zeigt eine Ausstellung in der Gotthelf-Stube in Lützelflüh.

Von Norbert Wernicke

«Dieses nur als Pröbchen des Stoffes, der vorrätig liegt.» So endet ein Artikel im «Berner Volksfreund» vom Januar 1835. Die Stimmung vor 1848 war aufgeheizt, und die bestehenden Konflikte strahlten in fast alle Bereiche des öffentlichen Lebens aus, so auch in das Erziehungswesen. Eine neue Schule war der neuen, liberalen Regierung liebstes Kind. So wurde manches Gefecht auf dem Rücken der Schule und damit wohl auch der Schüler ausgefochten.

Der Artikel stammte von keinem geringeren als Albert Bitzios, besser bekannt unter seinem Künstlernamen Jeremias Gotthelf. Sein Roman «Der Bauernspiegel» erschien knapp drei Jahre später (1837) und machte ihn in kürzester Zeit im gesamten deutschen Sprachraum berühmt. Die Landschulen waren ihm ein besonderes Anliegen. Er wusste, dass die Menschen auf dem Lande nur dann der Armut entgehen konnten, wenn sie zumindest über ein wenig Schulwissen verfügten. So übernahm er 1835 als Schulkommissär die Aufsicht über die Schulen im Amtsbezirk Trachselwald.

Das «Pröbchen» war allerdings ein scharfer Schuss, und es sollten noch weitere folgen. «Spion» schimpfte Bitzios den Religionslehrer Johann Minder. Was war passiert? Man muss einige Jahre zurückblicken, um den Streit in seinem

gesamten Ausmass zu begreifen. Die Lehrerbildung war in der Zeit vor der neuen Verfassung von 1831 kaum geregelt und lag nahezu vollkommen in der Hand von Privatleuten, die in Kursen angehenden Lehrern grundlegende Kenntnisse in Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen beibrachten. Besonders hervorgerufen hatte sich die Erziehungsanstalt, die Philipp Emanuel von Fellenberg 1799 in Hofwil gegründet hatte. Er war der bekannteste Pädagoge in Bern, seine Anstalt wurde international gerühmt, und aus aller Welt schickten Wohlhabende ihre Söhne auf den alten Berner Gutshof.

Neuerungen im Schulwesen

Das Erziehungsdepartement (ED) hatte sich schon bald nach 1831 daran gemacht, die Lehrerbildung in professionelle Hände zu legen. Nicht zuletzt wegen der Nähe zu Hofwil entschloss sich das ED, in Münchenbuchsee ein staatliches Lehrerseminar zu errichten. Man erhoffte sich eine gute Zusammenarbeit mit Fellenberg, der auf eine langjährige Erfahrung zurückblickte. Und Fellenberg war Mitglied des ED, nahm also direkt Einfluss.

Fellenberg hätte die Leitung des Lehrerseminars in Münchenbuchsee gern selbst übertragen bekommen und war dementsprechend enttäuscht, dass der Pfarrer Friedrich Langhans mit dieser Auf-

gabe betraut wurde. Die restlichen Mitglieder des ED fürchteten jedoch, dass der Einfluss Fellenbergs zu gross werden würde.

Da sich die nötigen Bauarbeiten in Münchenbuchsee in die Länge zogen, plante das ED einen ersten Fortbildungskurs für Lehrer im Jahr 1832 in Hofwil. Das war offenbar keine gute Idee, denn Fellenberg und Langhans gerieten sich währenddessen so sehr in die Haare, dass der Streit gerichtlich geklärt werden musste.

Fellenberg hielt Langhans für einen schlechten Pädagogen, und deshalb forderte er mit Blick auf die Schüler, die unter Langhans zu leiden hätten: «Wer dieser Geringsten einen ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da wo es am tiefsten ist.»

Der ramponierte Ruf

Nicht nur im ED, sondern auch im Grossen Rat geriet Fellenberg durch solche Grobheiten zusehends unter Kritik. Da er einsah, dass er mit dem Rest des ED nicht mehr zusammenarbeiten konnte, wählte er einen neuen Weg. Er liess sich zum Vorsitzenden des Grossen Rates wählen, also zum Landammann der Republik. Am 1. Januar 1834 begann seine Amtszeit.

Aber nicht nur nach Aussen, auch nach Innen wurde sein «Erziehungsstaat» ange-

«Dieses nur als Pröbchen des Stoffes, der vorräthig ligt.» Mit einem nur scheinbar harmlosen Satz mischt sich Albert Bitzcius in die Erziehungspolitik der jungen Berner Republik.

«Dieses nur als Pröbchen des Stoffes, der vorräthig ligt.» Mit einem nur scheinbar harmlosen Satz mischt sich Albert Bitzcius in die Erziehungspolitik der jungen Berner Republik.



Der Leiter der Hofwiler Erziehungsanstalt, Philipp Emanuel von Fellenberg (1771–1844), hat die staatlichen Lehrerbildungskurse in Burgdorf von untergebenen Lehrern besuchen «und sich Berichte geben» lassen.

griffen. Es kam unter den Schülern zu einem Aufruhr, der sich am 23. Januar 1834 in einigen Vandalenakten gegen das Inventar äusserte. Die Gerüchte und Darstellungen dieses Aufruhrs wurden zum Berner und internationalen Politikum, da wohlhabende Eltern aus Frankreich, England und Brasilien befürchteten, dass ihre Söhne verprügelt würden – dies war mit den Grundsätzen von Hofwil nicht vereinbar. Es wird berichtet, Fellenberg hätte die Schüler angeschrien, «sie seyen nicht werth, dass er ihnen ins Gesicht spucke, er habe für sie zwei Zimmer im Berner Zuchthaus gemiethet, er werde die Knaben bis aufs Blut peitschen lassen».

Der Streit und der Eklat müssen zu viel gewesen sein. Er bat um Rückstellung vom Amt und wurde einen Monat später seiner Pflicht als Landammann entbunden. Weiterhin blieb er aber Mitglied des Grossen Rates und wurde einer der schärfsten Kritiker der Regierung.

Das ED liess sich nicht beirren und plante für den Sommer 1834 eigene Fortbildungskurse, die ohne die Mitarbeit Fellenbergs stattfinden sollten. Einer der Kurse wurde im Burgdorfer Schloss geplant, und der bekannte Pädagoge Friedrich Fröbel sollte ihn leiten. Doch brauchte es neben dem Leiter auch kompetente Lehrer. Wen sollte man fragen?

Der Pfarrer als Geschichtslehrer

Das Departement stiess auf Pfarrer Bitzcius und bat ihn, die Geschichte der Schweiz zu unterrichten. Die kurze Vorbereitungszeit nutzte dieser gut, wie man an seinen späteren historischen Erzählungen ablesen kann. Nach heutigen Begriffen muss dieser Geschichtsunterricht interessant und lehrreich gewesen sein. Bitzcius bemühte sich, die Geschichte der Alten auf kurze, leicht merkbare Episoden zu konzentrieren.

Aber der Streit und die gekränkte Eitelkeit der Hofwiler unter Fellenberg gingen weiter. Er versuchte mit allen Mitteln, die Anstrengungen des ED zu untergraben. Zwischen die 60 Lehrer, die sich neue Kenntnisse und Methoden für ihren eigenen Schulunterricht erhofften, mengten sich ein paar Hofwiler, unter ihnen auch Lehrer Minder. Was vom ED kam, musste einfach schlecht sein, und so wurde der Burgdorfer Wiederholungskurs in Fellenbergs Hofzeitung in herben Worten verrissen. Vor allem wurde dem Leiter Fröbel jegliches pädagogisches Geschick abgesprochen, aber Minder griff auch Bitzcius' Unterricht scharf an. Es ist kein Wunder, dass Bitzcius' ironische, dann wieder derb-realistische Art Minder nicht passte. Er bemängelte, «um seinen Vortrag recht zu würzen, begleitete der Deklamator denselben mit einem spötelnden Lächeln, gerade, als wenn er Eulen-



Albert Bitzcius (1797–1854), oder besser Jeremias Gotthelf, in einem zeitgenössischen Porträt von Johann Friedrich Dietler.



Am Abend des 23. Januar 1834 kam es zu einem Aufruhr unter den Schülern der Erziehungsanstalt Hofwil. Es heisst, dass dort «die Zöglinge [...] mit Reitgerten abgepeitscht werden, dass man sie [...] verprügeln lässt, dass man denselben [...] Wasser ins Gesicht speit».

spiegelgeschichten erzählte, und zur Ergötzung des Auges hielt er beständig die Hände in den Hosen».

Bitzius' Antwort

Diese Kritik ging nicht ungeschoren an dem engagierten Emmentaler Pfarrer vorbei. Sein «Pröbchen» prangerte vor allem die moralische Liederlichkeit an: Wie konnte jemand wie Minder christliche Religion unterrichten, der sich noch einige Monate zuvor als Spion Fellenbergs hatte missbrauchen lassen? Ein weiterer Artikel sollte folgen, doch lehnte der «Volksfreund» es ab, ihn abzudrucken. Zu direkt waren die Formulierungen Bitzius', und sie zielten zudem nicht mehr auf Minder, sondern auf den Leiter von Hofwil, Fellenberg selbst: «Bekümmert Euch nicht um das Erziehungswesen in der Republik! Von der Pädagogik versteht Ihr nichts – sonst hätten Eure Zöglinge Euch nicht prügeln wollen ... Eure Spione belügen Euch, so dass Ihr zuweilen, aber nur zuweilen, de- und wehmüthig Lügen und Verleumdungen bekennen müsset.»

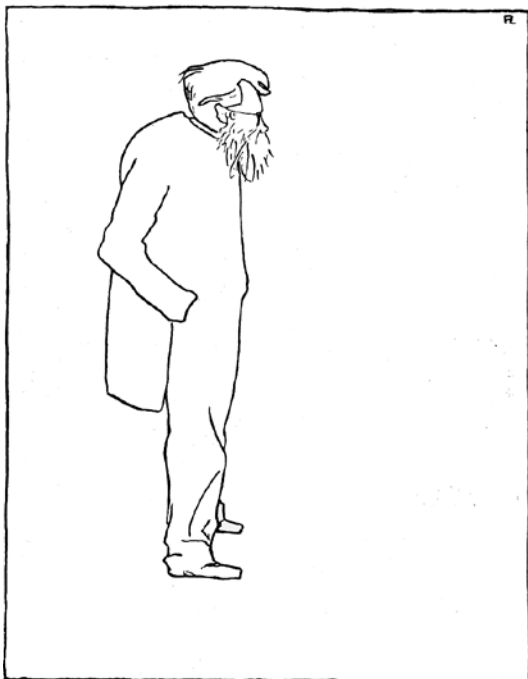
Fellenbergs grosse Zeit war damit vorbei, während Bitzius' gerade beginnen sollte. Sein zweiter Roman, die «Leiden und

Freuden eines Schulmeister» festigten seinen Ruf als sprachgewaltigen Volkschriftsteller. Darin erfolgte die endgültige Abrechnung mit Fellenberg und seinen Machenschaften: «Und weil in den Examen getäuscht werden konnte, so erschienen vor denselben Spione, Aufseher mit verwaschenen Hosen und mörderischem Gesicht, den Kopf hochgehalten in schwarzer Halsbinde, und setzten sich hin unter die armen Schulmeister und vernütigten, verleumdeten ihnen den Unterricht, den sie seit so vielen Wochen empfangen.» Dies war der Schlusskommentar zu einem Streit, bei dem sich der Schriftsteller Jeremias Gotthelf zuerst nur mit einem «Pröbchen», später mit Leib und Seele sich für die Untersten auf der Karriereleiter einsetzte, und der gleichzeitig eine der ersten Stufen auf der Leiter seiner Schriftstellerkarriere war.

Kontakt: Dr. des. Norbert D. Wernicke, *Historisch-kritische Gesamtausgabe Jeremias Gotthelf*, norbert.wernicke@germ.unibe.ch

Das Projekt «Jeremias Gotthelf: Historisch-kritische Edition», das dem Institut für Germanistik angeliebert ist, arbeitet an einer Neuausgabe der Schriften des streitbaren Emmentaler Pfarrers. Die auf 67 Bände angelegte Edition des gesamten Werkes wird so erstmals einen Text zur Verfügung stellen, der heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Die beiden Bände, die Gotthelfs Kalendertexte und seine publizistischen Artikel bereitstellen, sollen zum nächsten Jahr erscheinen. Nähere Informationen: www.gotthelf.unibe.ch

Das Editionsprojekt-Team der Uni Bern hat in Zusammenarbeit mit dem Verein Gotthelf-Stube Lützelflüh eine **Ausstellung** über Gotthelf und sein Engagement im Erziehungswesen des Kantons erarbeitet, die noch bis Ende Oktober zu sehen ist. Sie veranschaulicht seine Zeit als Schulkommissär für den Amtsbezirk Trachselwald von 1835–1845 und zeigt dabei, wie das Leben auf dem Land mit der Erziehungspolitik des Kantons und der Schweiz verknüpft war. Nähere Informationen: <http://www.luetzelflueh.ch/de/inhalte/leben/gotthelf-stube.php>



Ulrich Dürrenmatt (1849–1908), bissiger Kritiker der Uni Bern, gezeichnet von Frieda Liermann

Die bissige Kritik Ulrich Dürrenmatts **Die Bauern wussten's ehedem ...**

Ulrich Dürrenmatt, konservativer Nationalrat und Redaktor der «Buchszi-Zeitung», war nicht nur wortgewaltig wie sein Enkel Fritz, sondern auch ein böser Kritiker der Berner Universität. Er wurde nicht müde, bissig über diese «Krone und Perle» bernischer Schulbildung zu spotten, auf die schlecht investierten, jährlichen 400 000 vom Volke sauer verdienten Franken hinzuweisen und ultimativ zu verlangen, dass die Professoren keine Dummheiten machten, «sondern der Jugend durch Wissenschaft und Wandel ein rechtes Vorbild» gäben. Er mokierte sich in träfen Bildern und schaurig-schönen Versen über Uni-Sitten und Gebräuche, so auch über ihre Ehrendoktoren: «O segensreiche Schule / Die ruhmreich über Nacht / Den unbrauchbaren Lehrer / Zum Ehrendoktor macht!» Mit besonders spitzer Feder hielt er den Dozenten ihre wissenschaftlichen Scheuklappen vor, die sie dümmter als jeden Bauern werden liessen: «Nun weiss die Wissenschaft es auch / Durch Geist und Geld und Mühe / Dass leider der Kartoffelstrauch / Nicht nahrhaft für die Kühe. / Die Bauern wussten's ehedem / Dass er nicht zu verspeisen / Doch war's ein schwieriges Problem / Es ihnen [den Professoren] zu beweisen.» Wen wundert, dass ihn der Ansturm der russischen Studierenden auf die Uni Bern um die Jahrhundertwende in hetzerische – ja antisemitische – Höchstform brachte und er die Fremden mit Vögeln verglich?: «Judenmädel, Russen, Slaven / Füllen [ihre] Sääle aus ... Fremde Vögel frech beschmutzen / Alle Räume im Palast. / Und das arme Volk der Mutzen / Trägt geduldig ihre Last.» far





Keine Spur behäbig: Die Bauten der Universität Bern



Rückseite der UniS.

Ein Grund, stolz zu sein: Mit den Bauten von Otto Rudolf Salvisberg hat die Uni Bern einen der bedeutendsten Architekten des 20. Jahrhunderts verpflichtet. Auch die modernen Uni-Bauten sind «mutig und zukunftsweisend», wie der Kunsthistoriker Bernd Nicolai sagt. Er lehrt Geschichte der Architektur – eine Spezialität der Universität Bern.

Interview von Astrid Tomczak-Plewka

Bernd Nicolai, welches ist Ihr Lieblingsbau an der Universität?

Spontan gehören für mich die Bauten der späten 1920er Jahre dazu – also die von Otto Rudolf Salvisberg an der Baltzerstrasse sowie das Lory Spital – aber auch die UniS und die viel geschmähte Frauenklinik.

Warum gerade diese?

Diese Bauwerke verkörpern einen überregionalen Anspruch. Gerade Salvisberg gehört zur ersten Liga der Architektur und zwar international.

Er hat also mehr als einfach Nutzbauten für eine wissenschaftliche Institution geschaffen?

Der Entscheid für Salvisberg war für Bern sehr mutig. Der Entscheid nämlich, radikales modernes Bauen im öffentlichen Raum durchzusetzen. Damit hatte man ein Einfallstor für eine städtische Moderne geschaffen. Das Geschäft ging übrigens damals im Grossen Rat erstaunlich glatt über die Bühne.

Sie sind Kunsthistoriker und beschäftigen sich mit Architektur. Gehört dies nicht eher an die Fachhochschule, die ja den Begriff sogar im Namen trägt (Berner Fachhochschule Architektur, Holz, Bau)?

Die Gattung Architektur gehört seit jeher integral zur Kunstgeschichte und gewinnt ihren besonderen Reiz aus dem Zusammenspiel mit den anderen Künsten. Dass der Architektur an der Universität Bern eine eigene Abteilung gewidmet ist, ist allerdings in der Schweiz einzigartig und auch in Deutschland kaum verbreitet. Diese Spezialität zieht Doktoranden aus dem ganzen deutschsprachigen Raum an. Im Gegensatz zur Fachhochschule oder den technischen Universitäten verfolgen wir nicht den konstruktiven und bautechnischen Ansatz, sondern beschäftigen uns mit Architektur als gebauter Materialisierung unterschiedlichster Gesellschaftsformen. Man ist im Alltag zwar von Architektur umgeben, nimmt sie aber dennoch kaum wahr – dabei ist die Architektur prägend für unser Lebensumfeld. Architektur in ihrer historischen Dimension ist ein unglaub-

licher Kulturspeicher nicht nur von Handlungswissen, sondern auch als spezifische Momentaufnahme einer Gesellschaft.

Welche Rolle spielen dabei regionale Besonderheiten? Gibt es bei den Berner Universitätsbauten etwas «typisch Bernisches» zu entdecken?

Die bernische Tradition lässt sich beispielsweise bei den Gebäuden am Bühlplatz zeigen, den Instituten für Physiologie und Anatomie: Schmuckelemente wurden hier nur sehr sparsam eingesetzt, es herrscht das Gebot der optimalen Funktionalität und der zurückgenommenen Repräsentativität. Aber «bernische» Architektur im Sinne des Heimatstils gibt es nicht – höchstens noch in der psychiatrischen Klinik Waldau, die ja auch bereits im ländlichen Raum angesiedelt ist.

Wie repräsentativ müssen denn öffentliche Bauten wie die Universität sein?

Bern ist von einem gewissen «Understatement» geprägt – auch architektonisch. Es gibt wenige hervorstechende Zivilbauten wie etwa das Kornhaus oder das Casino. Bei den Universitätsbauten gilt es immer, die Balance zwischen Nutzenanforderung und Repräsentativität zu halten, wobei meistens die Aspekte Nützlichkeit und Sparsamkeit im Vordergrund stehen. Bis zum Bau des Hauptgebäudes (1899–1903) gab es an der Universität auch keinen genuin repräsentativen Bau. Das Hauptgebäude stellte dann die Antwort aufs Bundeshaus mit seiner dominanten Kuppel dar. Gleichzeitig war es aus Kostengründen so konzipiert, dass es eigentlich schon bei der Einweihung zu klein war.

Und müssen solche Bauten einem breiten Publikum gefallen? Immerhin werden sie ja von Steuergeldern finanziert.

Heute müssen ja sämtliche grösseren öffentlichen Bauwerken vom Volk abgesegnet werden, und deshalb ist die Kommunikation sehr wichtig. Aber ein klares Bekenntnis zur Tradition der Moderne ist eine Grundhaltung der Schweizer Architektur. Bei den gegenwärtigen Universitäts-



«Bern ist von einem gewissen «Understatement» geprägt», stellt Bernd Nicolai fest.



Historisches Zeugnis: Hörsaal des Anatomischen Instituts.

bauten haben wir in Bern mit der Frauenklinik und dem vonRoll-Areal mutige und zukunftsweisende Bauten.

Inwiefern zukunftsweisend?

In Bezug auf die Möglichkeiten der Gestaltung, der Nachhaltigkeit und der Umnutzung. Ein Beispiel ist der Einzug der Universität in die ehemalige Schokoladenfabrik Tobler. Die Unitobler steht zudem für ein neues Konzept der Universität. Für eine Stadtuniversität in verschiedenen Bauten, die aber dennoch räumlich so gelegen sind, dass ein «Campus-Charakter» mitten im Länggassquartier entwickelt wurde; das ist eine enorme Qualität.

Wer für die Uni baut, muss Funktionalität und Repräsentativität unter einen Hut bringen – und das alles nicht zu teuer. Ist das attraktiv für Architekten? Öffentliche Bauten waren schon immer etwas Besonderes. Früher wurden solche Aufträge oft direkt an die Kantonsbaumeister vergeben, aber schon für das Hauptgebäude wurde ein schweizweiter Wettbewerb ausgeschrieben. Heute ist das normale Praxis – und das ist für Architekten natürlich interessant, weil es sich um grosse Aufträge handelt, die auch eine grosse Ausstrahlung haben. Das architektonische Erscheinungsbild spielt im gegenwärtigen Konkurrenzkampf eine essentielle Rolle für die Selbstdarstellung der Universitäten – das zeigt sich daran, dass berühmte Universitäten wie Harvard oder Princeton immer wieder renommierte Architekten für ihre Bauvorhaben verpflichten. Solche Bauten sind Marksteine, die weit über die Universität hinaus wirken.

In der Publikation, die Sie zum 175-Jahr-Jubiläum der Universität Bern herausgegeben haben, wird der Leiter der Abteilung Bau und Raum mit den Worten zitiert: «In der heutigen Architekturdebatte prägen gestalterische, ökonomische und technische Themen die Diskussion. Das Thema Nutzung wird oft nur als notwendiges Übel bearbeitet.» Stimmen Sie dieser Einschätzung zu?

Ja, man kann das so sehen. Tatsächlich müsste die Frage der Nutzung mindestens eine genau so grosse Wertigkeit wie die anderen Themen haben. Der reibungslose Funktionsablauf ist gerade für eine Universität grundlegend. Nebst spezifischen Anforderungen der einzelnen Fakul-

täten – etwa Laboratorien und Pflegeeinrichtungen in der Medizin – müssen alle universitären Bauten der Vermittlung von Lehrinhalten dienen. Sie brauchen also geeignete Hörsäle und Seminarräume, aber auch Freiflächen, wo die Begegnung und der Kommunikationsaustausch stattfinden können. Gute Architektur fördert die Zufriedenheit und Motivation der Nutzerinnen und Nutzer – und das sieht man hier in Bern: Die Studierenden bewegen sich hier sorgsamer als in vielen Universitäten in Frankreich oder Deutschland.

In Bern scheint jedes Gebäude in irgendeinem Bauinventar erfasst und unter denkmalschützerischen Aspekten gewürdigt zu sein – gibt es da überhaupt noch etwas zu erforschen?

Das Studienobjekt vor der Haustür

Die Abteilung Architekturgeschichte und Denkmalpflege der Universität Bern ist Teil des Instituts für Kunstgeschichte und wird von Prof. Dr. Bernd Nicolai geleitet. Seit dem Wintersemester 2006/2007 wird hier als Nebenfachvertiefung im Masterprogramm (30kp plus 90kp Kunstgeschichte) der neue Mono-Masterstudiengang «Kunstgeschichte mit Denkmalpflege und Monumentalmanagement» angeboten – ein Novum in der schweizerischen Universitätslandschaft. Im Zentrum stehen die wissenschaftlichen Methoden zur Bewertung und Sicherung historischer Bauten, die Entstehung des «Denkmalwertes» sowie der Geschichte der Denkmalpflege. Der Schwerpunkt Monumentenmanagement diskutiert die Probleme der denkmalgerechten Nutzung historischer Objekte unter dem steigenden Verwertungsdruck sowie angesichts eines zunehmenden Kulturtourismus. Fachleute aus der Denkmalpflege, Bauforschung sowie den Schlösser- und Gärtenverwaltungen vermitteln anhand konkreter Projektseminare einen Einblick in den Umgang und die Vermarktung von Baudenkmalern und geschützten Ensembles.

Bern bietet sich als Studienort für Denkmalpflege an – gehört doch die Altstadt zum Unesco-Weltkulturerbe und besitzt eine bedeutende Münsterbauhütte. Im Jahr 2009 sind acht Studierende für den Studiengang eingeschrieben, die erste Studentin hat den neuen Mono-Master erworben.



Jede Generation stellt neue Fragen an die architektonischen Hinterlassenschaften. Aktuell beschäftigen uns insbesondere Fragen der Nutzung – der Liturgie, des Zeremoniells –, aber auch des Alltags. Das führt auch zu mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen. Wie hat Architektur gewirkt? Wie hat sie die Menschen geprägt? Warum hat man so gelebt und gebaut? Gerade in einer Stadt wie Bern, die ja heute ihre historische Architektur und charakteristische Stadtstruktur nicht nur als wunderbaren Lebensraum schätzt, sondern auch touristisch vermarktet, sind solche Fragen nahe liegend. Das Informationsbedürfnis ist

immens, da gibt es noch viel zu tun. Es ist doch erstaunlich, dass die wichtigsten Berner Architekten des 19. und 20. Jahrhunderts (vgl. unten stehenden Kasten) noch kaum erforscht sind. In diesem Sinne verfolgt die kunsthistorische Architekturgeschichte in Bern in Forschung und Vermittlung beides: die Kontextualisierung von internationalen und nationalregionalen Bauprozessen.

Kontakt: Prof. Dr. Bernd Nicolai, Institut für Kunstgeschichte, bernd.nicolai@ikg.unibe.ch

Für Bern (Stadt und Kanton) wichtige Architekten und eine Auswahl ihrer Werke

Eugen Stettler (1840–1913): Kunstmuseum, Naturhistorisches Museum (abgerissen), Progymnasium, Schule Kirchenfeld, zahlreiche Villen im Kirchenfeld.

Alfred Hodler (1851–1919) Baudirektor der Stadt Bern: Insepspital (mit Friedrich Schneider), Hauptgebäude der Universität (mit Eduard Joos), zahlreiche Villen und Häuser in Bern.

André-Louis Lambert (1851–1929): Historisches Museum, zahlreiche Villen in Stuttgart.

Otto Lutsdorf (1854–1908): Alte Tierarzneischule, Spitalbauten am Insepspital, Schule Spitalacker, Krematorium Bremgarten, Irrenanstalt Münsingen.

Henry B. von Fischer (1861–1949): Brunnen am Thunplatz (Sprüngleiche Bibliotheksfassade), 12 Villen um den Thunplatz (u. a. Villa Le Souvenir, Botschaft Vatikan), Landsitz Langenthal.

Paul Lindt (1859–1913), **Max Hoffmann** (1872–1965): Verwaltung SBB Mittel-

strasse, Landeshaus Engeried, Casino, Hotel Bellevue Palace, Spital Tiefenau.

Albert Gerster (1864–1935): Reitschule, Loeb, Hotel Gurten-Kulm, Grand Hotel Gurnigelbad, Deutsche Botschaft.

Karl Indermühle (1877–1933): Kapelle Insepspital, Dörfli LA Bern 1914, Friedenskirche Bern, Kirche Hindelbank, Stapfenackerschulhaus Bümpliz.

Walter Boesiger (1878–1960): Verwaltungsgebäude BKW, Kraftwerk Mühleberg.

Otto Rudolf Salvisberg (1882–1940): Lory Spital, Institutsneubauten Baltzerstrasse, SUVA-Haus, Elfenau Säuglingsheim, Spital St. Imier (alle mit Otto Brechbühl), ETH Zürich Maschinenlaboratorium.

Otto Ingold (1883–1943): Haus Cuno Amiet Oschwand, Volkshaus (heute Hotel Bern), Aula Uni Bern, Häuser Ostring/Buchserstrasse.

Emil Hochstettler (1887–1972): Landesbibliothek (mit Alfred Oeschger), Tierpark Dählhölzli.

Otto Schaub (1886–1955): Stadtarchitekt von Biel 1927–1940, Biel: Schulhaus

Mühlefeld, Post- und Bibliotheksgebäude, Hafen und Strandbad Nidau.

Jacques Wipf (1888–1947): zahlreiche Bauten in Thun, u. a. Strandbad, Kraftwerke Oberhasli.

Hans Beyeler (1894–1968), **Rudolf von Sinner** (1890–1960): Haus Schwarztort-/Sulgeneckstrasse, KaWeDe, Stadion St. Jakob Basel (abgerissen); Beyeler: Schwimmbad Weyermannshaus.

Beda Hefti (1897–1981): Schwimmbäder Interlaken, Adelboden, Wengen und Grenchen.

Hans Brechbühler (1907–1989): Gewerbeschule, Schule Statthaltergut, Bürogebäude Rotes Kreuz.

Jakob Itten (1930–1988) mit Otto Brechbühl (1889–1984): Zahnmed. Kliniken, Insepspital Bettenhochhaus, Stadtspital La Chaux-de-Fonds.

Atelier 5 (seit 1955, gegr. durch **E. Fritz, S. Gerber, R. Hesterberg, H. Hostettler, A. Pini**): Siedlungen Halen, Thalmatt 1+2, Umbau Stadthaus, Erweiterung Kunstmuseum, Hypovereinsbank Luxemburg, Häuser Rotherbaum Hamburg.

Die Studenten Max und Oskar Schwab, Prof. Hans Strasser

Die «Young Boys» der Universität Bern

Unter dem Weihnachtsbaum der Familie Schwab lag 1897 ein echt lederner Fussball. Damit war nicht nur der grösste Wunsch der Schwab-Giele Max und Oskar in Erfüllung gegangen, sondern auch das Grundleder eines des bedeutendsten Schweizer Fussballteams unter den Baum gerollt worden. Die Brüder Schwab gründeten nämlich mit einer Hand voll Gymelern am 14. März 1898 einen Klub, der dem modernen Fussballspiel huldigte. Als Kontrapunkt zu den Basler «Old Boys» nannten sich die jungen Berner «Young Boys». Sie konkurrenzten damit den 1894 gegründeten «FC Bern», der übrigens den Uni-Medizinprofessor Hans Strasser zu seinen Stiftern und Präsidenten zählte. Zeitweise trainierte YB im Schatten der alten Hochschule, der Max Schwab als Jus-Student und Oskar als Phil.-nat.-Student angehörten. Als 1903 die alte Hochschule ins neue Hauptgebäude auf die Grosse Schanze zog, eroberten die Brüder mit ihren Boys schon den ersten Schweizer Meistertitel. Stammspieler Max präsierte übrigens den Verein gleich zweimal selbst, bevor er 1909 seine Studien als Berner Fürsprecher abschloss und später in Zürich Direktor der Nationalbank wurde. YB-Stütze Oskar, als Pharmazeut patentiert, übernahm die Apotheke im Kirchenfeld. Die Gründung der beiden Gymnasiasten und Studenten war selten nachhaltig. Bis heute gewannen die Berner «Young Boys» elf Meistertitel und sechsmal wurden sie Cupsieger. *far*



Training der «Young Boys» 1899 unter der Kirchenfeldbrücke. Im Hintergrund die Aula der alten Hochschule in ihrer charakteristischen Form.

- **Gespräch** – 20 Jahre Allgemeine Ökologie 34
- **Begegnung** – Martin Studer-Müller hält den Takt 38

Dezember 2007 135



- **Gespräch** – In die Fiktion abdriften 38
- **Begegnung** – Alexandra Dias sorgt für leichte Kost 42
- **Forschung** – Paare zwischen Kisten und Krisen 30

April 2008 136



- **Gespräch** – Die grosse Aufarbeitung von «68» 26
- **Begegnung** – René Bloch lehrt leise 32
- **Forschung** – Ein Roboter tastet die Toten ab 20

Juni 2008 137



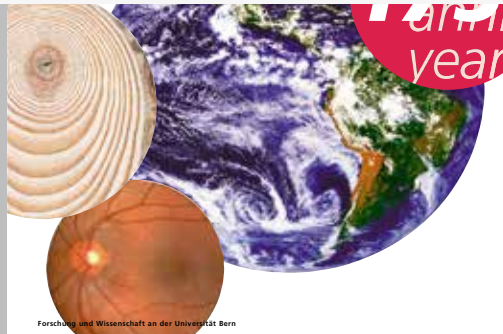
Forschung in eigener Sache

Ihre **Meinung** interessiert uns! Im Auftrag der Abteilung Kommunikation der Universität Bern führt das Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Bern (ikmb) eine Evaluation des Wissenschaftsmagazins «UniPress» durch. Mit Ihrer Teilnahme tragen Sie zur **Weiterentwicklung des Magazins** bei. **Ihre Angaben werden vertraulich behandelt** und nicht an Dritte weiter gegeben. Unter den Teilnehmenden werden als **Dankeschön sechs Büchergutscheine im Wert von je CHF 50.–** verlost. Wir bitten Sie, den ausgefüllten Fragebogen bis spätestens am **20. Oktober 2009** zurückzusenden. Rücksendungen aus dem Ausland müssen vom Absender frankiert werden. Wir empfehlen die **Befragung im Internet** unter **www.up-befragung.unibe.ch** auszufüllen.

Vielen Dank für Ihre Teilnahme.



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Für frühere Ausgaben und Neuabonnements:
www.unibe.ch/unipress, Tel. 031 631 80 44 oder unipress@unibe.ch

Riggisberg bietet Stoff für Forscher-Träume

Eingebettet in eine idyllische Voralpenlandschaft hat sich die 1961 gegründete Abegg-Stiftung in Riggisberg zu einem international renommierten Institut für die Erforschung und Erhaltung historischer Textilien entwickelt. Dank einer Stiftungsprofessur erhält die Textilforschung nun auch ihren Platz an der Universität Bern.

Von Birgitt Borkopp und Catherine Depierraz

Die Kutte des heiligen Franz von Assisi und das Prunkkostüm des Kurfürsten Moritz von Sachsen haben eines gemeinsam: Die beiden textilen Objekte wurden im Atelier der Abegg-Stiftung in Riggisberg restauriert. Dass diese Stiftung existiert und heute internationales Ansehen geniesst, ist Werner und Margaret Abegg zu verdanken (siehe Kasten nächste Seite). Mit viel Begeisterung, Weitsicht und Grosszügigkeit konzipierten die beiden Kunstliebhaber die Stiftung, die dereinst nicht nur ihre Sammlung beherbergen, langfristig sichern und öffentlich zugänglich machen sollte. Ihr Anliegen war es auch, einen Beitrag zur Erhaltung des textilen Erbes zu leisten und dessen wissenschaftliche Erforschung zu ermöglichen. Sie liessen ein Atelier für die Konservierung und Restaurierung von Textilien einrichten, was damals – Ende der 1960er Jahre – eine Pionierleistung war, und legten in den Statuten fest, dass eine wissenschaftliche Bibliothek aufgebaut werden solle.

Für Recherchen und Tagungen nach Riggisberg

Die Bibliothek der Abegg-Stiftung ist mittlerweile auf 70 000 Einheiten angewachsen, wozu auch über 260 Zeitschriftenabonnemente gehören. Sie umfasst Literatur über Kunst und Kunstgewerbe bis zum 19. Jahrhundert sowie Bücher und Zeitschriften zu Archäologie, Geschichte und Museologie. Besonders gut bestückt ist sie in den Bereichen der angewandten Kunst, vor allem der textilen Künste sowie der Konservierung und Restaurierung. Das Textilatelier hat sich unter der Leitung von Mechthild Flury-Lemberg und später unter Regula Schorta, heute Direktorin der Abegg-Stiftung, einen Namen mit der Restaurierung

von bedeutenden textilen Objekten gemacht, wie den eingangs erwähnten Beispielen oder der Zittauer Fastentücher.

Beide Bereiche, Bibliothek wie Textilatelier, bilden die Grundlage der Forschung an der Abegg-Stiftung. Sie sind zugleich die Basis der internationalen Kontakte, welche die Stiftung pflegt: Wissenschaftler aus aller Welt kommen zu Gastaufenthalten nach Riggisberg, um die Spezialbibliothek für ihre Studien zu nutzen und sich mit den Mitarbeitenden des Hauses auszutauschen. Höhepunkte des akademischen Lebens sind die international besetzten Kolloquien, welche die Abegg-Stiftung veranstaltet, um Einzelthemen textilhistorischer Forschung zu erörtern. Ihre Erträge sind in einer – bereits 17 Bände umfassenden – Publikationsreihe, den Riggisberger Berichten, dokumentiert.

Forschung an Seidengewändern

Wer sich noch nie mit historischen Textilien beschäftigt hat, kann sich kaum vorstellen, welche Art von Entdeckungen – oft schon nur durch genaues «Lesen» und Untersuchen – an textilen Zeugnissen gemacht werden können, und welche Informationen man dadurch über ihre Herstellung, Funktion und Geschichte gewinnt. Die Abegg-Stiftung zeichnet sich seit Jahren durch eine stark objektbezogene Forschung aus. Eines der grössten Projekte der letzten Jahre widmete die Abegg-Stiftung einer Gruppe von prächtigen Seidengewändern und textilen Accessoires aus der Zeit der nordchinesischen Liao-Dynastie (907–1125) – archäologische Funde, deren Herkunft jedoch bisher nicht näher bestimmt werden konnte. Die Qualität und Attraktivität der Textilien, aber auch die Tatsache, dass die Kultur der Liao-Dynastie noch wenig

erforscht war, bewog die Abegg-Stiftung, die Konservierung und Restaurierung der Gewänder sowie ihre wissenschaftliche Untersuchung in Angriff zu nehmen.

Von den Voruntersuchungen ...

Am Anfang standen aufwendige Recherchen und Untersuchungen. Eine in der Abegg-Stiftung ausgebildete Textilkonservatorin/-restauratorin wurde mit der Projektleitung betraut. Sie führte bei sämtlichen Objekten detaillierte Material- und Technikanalysen durch, verfasste Zustandsprotokolle, erprobte Behandlungsmethoden und erarbeitete Konservierungskonzepte. Gleichzeitig erschloss eine Studentin für ostasiatische Kunstgeschichte den kulturgeschichtlichen Hintergrund der Textilien, indem sie sie zu Vergleichsstücken sowie liao-zeitlichen Gräbern, Artefakten und Wandmalereien in Beziehung setzte. Die enge Zusammenarbeit einer angehenden Kunsthistorikerin und einer Spezialistin für die Technologie und Konservierung historischer Textilien erwies sich als grosser Gewinn und erleichterte die Interpretation der Befunde. Weitere wichtige Hinweise lieferten naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden (Hochdruckflüssigkeitschromatographie, Fourier-Transform-Infrarotspektroskopie, Radiocarbonatierung etc.), für die externe Fachleute aus dem In- und Ausland beigezogen wurden.

... über die heikle Restaurierung ...

Trotz ihres hohen Alters sind die Textilien weitgehend vollständig und auch in ihrer ursprünglichen Farbigkeit erhalten. Günstige klimatische Verhältnisse hatten dafür gesorgt, dass sie im Laufe der Jahrhunderte keine substantiellen Schäd-



Zwei Seidenroben (China, Liao-Dynastie, 11.–12. Jahrhundert) in der Sonderausstellung 2007.



Gesticktes Blumenmotiv auf einer roten Seidenhose, China, Liao-Dynastie, 11.–12. Jahrhundert.

gungen erlitten. Dennoch stellte die Konservierung der Objekte eine grosse Aufgabe dar: Die Mehrschichtigkeit der Textilien – die meisten bestehen aus drei bis vier miteinander verarbeiteten Stofflagen – und einige besonders heikle Herausforderungen wie Mikroorganismenbefall und brüchige Goldstreifen erhöhten die Anforderungen und den Zeitaufwand der Arbeiten. Wiederum war die Mitwirkung zahlreicher Kräfte notwendig, konnte aber – dank des internationalen Netzwerks der Stiftung – auch rasch organisiert werden: Textilrestauratorinnen, die ihre Ausbildung an der Abegg-Stiftung absolviert hatten sowie drei Praktikanten aus China, England und Frankreich wurden für das Grossprojekt gewonnen und engagiert. Insgesamt waren 22 Textilrestauratorinnen aus zehn Ländern an den Konservierungsarbeiten beteiligt. Zusammen leisteten sie rund 2000 Tage Arbeit – das entspricht acht Arbeitsjahren einer einzelnen Person.

... zur Präsentation der Gewänder und Forschungsergebnisse

In der 2007 gezeigten Sonderausstellung «Drachen aus Seide, Blumen aus Gold – Textile Schätze der chinesischen Liao-Dynastie» fand das Projekt seinen Höhepunkt. Fachleute aus aller Welt reisten nach Riggisberg, um die einzigartigen Seidengewänder zu sehen. Zugleich begeisterte die Präsentation ein breiteres Publikum, das hier Zugang zur Kultur der Liao, aber auch Informationen zur Arbeit der Abegg-Stiftung fand. Die Resultate der Forschungen legte die Stiftung in einer englischsprachigen Publikation vor, die zukünftigen Textilhistorikern und Ethnologen als unverzichtbare Grundlage dienen wird.

Neue Perspektiven für die Textilgeschichte

Für den Kanton Bern und die Schweiz ist auch das neuste Engagement der Abegg-Stiftung von Bedeutung. Sie initiierte die Schaffung eines neuen Lehrstuhls für die «Geschichte der textilen Künste», den sie als Stiftungsprofessur mit der Universität Bern begründet hat. Damit fördert sie die historische Textilforschung und verankert sie im universitären Bereich, was neue Perspektiven für diese Disziplin eröffnet. Hier wird ein Masterstudiengang entwickelt – ein Angebot, das im

Wie alles begann

Werner Abegg (1903–1984) stammte aus einer traditionsreichen Zürcher Textilindustriellenfamilie und erwarb bereits im Alter von knapp zwanzig Jahren einige Samtgewebe aus dem 15. Jahrhundert. Später, um 1931 wollte er sich nicht mehr mit ein paar schönen, zufällig gefundenen Stoffstücken begnügen, sondern begann, eine umfassende Sammlung von historischen Geweben anzulegen. Die Kriegsjahre verbrachte Werner Abegg in den USA, wo er seine zukünftige Frau Margaret Daniels kennenlernte, die damals am Metropolitan Museum in New York arbeitete. Nach dem Krieg wohnte das Ehepaar Abegg mehrheitlich in Turin. Ende der fünfziger Jahre entschloss es sich zur Rückkehr in die Schweiz. Hier sollte nun auch der lang gehegte Wunsch, die bedeutend gewordene Textilsammlung endlich einmal als Ganzes sehen und geniessen zu können, in die Realität umgesetzt werden. Werner und Margaret Abegg suchten den Kontakt zum Bernischen Historischen Museum, weil sich dort

deutschsprachigen Raum einzigartig ist und Studierende aus ganz Europa anziehen wird.

Kontakt: Catherine Depierraz, wissenschaftliches Sekretariat Abegg-Stiftung, Werner Abegg-Strasse 67, 3132 Riggisberg, depierraz@abegg-stiftung.ch
Prof. Dr. Birgitt Borkopp-Restle, Institut für Kunstgeschichte, birgitt.borkopp@ikg.unibe.ch

die bedeutendsten Erzeugnisse der Web- und Wirkkunst in der Schweiz befinden und weil das Museum seit 1957 eine Werkstatt für Textilrestaurierung betrieb. Kurz darauf erwarben sie ein Grundstück ausserhalb Riggisbergs, um sich dort eine Villa als Alterssitz und zur Aufbewahrung ihrer nicht-textilen Kunstgegenstände zu bauen. Es reifte die Idee, auf diesem Grundstück auch ein Zentrum für die Ausstellung, Konservierung und Erforschung von alten Geweben und anderem Kunsthandwerk zu errichten. Seither ist der kleine Ort Riggisberg zu einem Mekka für Textilforscher aus aller Welt geworden.

Zurzeit wird der Ausstellungsbereich der Abegg-Stiftung umgebaut, vergrössert und neu gestaltet. Es finden deshalb keine Ausstellungen statt, und die Abegg-Stiftung wie auch die Villa Abegg bleiben für Besucher bis im Frühjahr 2011 geschlossen. Weitere Informationen: www.abegg-stiftung.ch



«Bern, die schönste der Schweizer-Städte – von allen ... »

Die wissenschaftliche Edition früher Musikdrucke und die Katalogisierung von Notenmaterial unterschiedlicher Provenienz aus dem 19. Jahrhundert – am Institut für Musikwissenschaft der Universität Bern beschäftigen sich zurzeit gleich zwei Projekte mit der Spurensuche in Berns musikalischer Vergangenheit.

Von Edith Keller

Anno 1537 nahm der ursprünglich aus dem bayrischen Berching stammende Mathias Apiarius in Bern die erste Druckerpresse in Betrieb. Neben historischen, literarischen und religiösen Schriften – in den 1530er Jahren verlegte er in Strassburg beispielsweise zahlreiche Abhandlungen zur Reformation – entstanden in seiner Werkstatt auch diverse Musikdrucke: so etwa 1553 die vier Stimmbücher mit Hymni Sacri von Cosmas Alder (1497–1550) und deren zwei mit Bicinien von Johannes Wannemacher (†1551).

Anhand von digitalen Kopien der unter anderem in Halle, Padua, München und Göttingen verwahrten Originaldrucke beschäftigt sich an der Universität Bern ein Team um Klaus Pietschmann mit der wissenschaftlichen Übertragung dieser Werke und hat zum Ziel, sie in Kooperation mit der Universitätsbibliothek als Online-Edition zugänglich zu machen. Im Gegensatz zum Original werden die Gesangsstimmen, den heutigen Gepflogenheiten entsprechend, nicht mehr einzeln in Stimmbüchern, sondern als Partitur dargestellt. Angestrebt wird eine Wiedergabe, bei welcher in der einen Ansicht die digitalisierten Originaldrucke betrachtet werden können, in der anderen die gleichen Stücke in moderner Notenschrift. Die dieserart edierten Kompositionen werden in Kürze über www.digibern.ch abrufbar sein.

Zwei Wahlberner

Existieren zumindest von den Bicinia Johannes Wannemachers vereinzelt zeitgemässe Notenausgaben, so liegt weder davon noch von den Hymnen Cosmas Alders bislang eine vollständige kritische Edition vor. Die Übertragung der beiden

Zyklen schliesst diese Lücke und macht die Werke der beiden über die Grenzen der Berner Musikgeschichte bedeutenden Komponisten erstmals als Ganzes in modernem Notenbild zugänglich. Ein Grossteil der für das Münster entstandenen Vokalpolyphonie wurde während der Reformation zerstört; umso mehr erstaunt die Überlieferung der wohl für die Vesper (das katholische Abendgebet) im Münster entstandenen, mehrstimmigen Hymnen Alders.

Um 1500 in Baden geboren, kam Alder bereits in jungen Jahren nach Bern, wo er die dem Münster angegliederte Singschule des Chorherrenstifts St. Vinzenz besuchte. 1524 wurde er daselbst zum Kantor berufen – ein Amt, das er durch die Reformation bereits wenige Jahre später wieder verlieren sollte. Weitreichende Folgen hatte die Reformation auch für den Ende des 15. Jahrhunderts wahrscheinlich im deutschen Neuenburg am Rhein geborenen Johannes Wannemacher. 1510 gelangte er nach Bern, wo er – ein gutes Jahrzehnt vor Alder – als Kantor am St. Vinzenz-Stift tätig war. 1515 erhielt er das neugeschaffene Amt eines Stiftskantors in Fribourg und schloss sich der dortigen reformatorisch-humanistischen Bewegung an. Dadurch kam er unter anderem in Kontakt mit Huldrych Zwingli und Heinrich Glarean. Auf dem Höhepunkt der gegenreformatorischen Tendenzen wurde Wannemacher verhaftet und in der Saanestadt vor Gericht gestellt. Erst auf Intervention der Berner Obrigkeit freigelassen und aus Fribourg verbannt, verbrachte er den Rest seines Lebens in Interlaken. Bei seinen posthum erschienenen Bicinien handelt es sich, wie der vom lateinischen «Bis» – zwei – abge-

leitete Wortanfang impliziert, um zweistimmige «Tütsche Psalmen und andre Lieder».

Eine Erstausgabe von Johann Sebastian Bach

Im Rahmen des zweiten Projektes am Institut für Musikwissenschaft wird in Zusammenarbeit mit der Hochschule der Künste Bern (HKB) ein historischer Bestand der HKB-Musikbibliothek aufgearbeitet. Rund 200 bisher nicht katalogisierte Werke – vor allem Klavierauszüge und Partituren – aus dem 19. Jahrhundert werden bis Ende Jahr elektronisch erfasst und im IDS-Katalog Basel Bern online abrufbar.

Dem Benutzer, der Benutzerin stehen damit wertvolle Quellen erstmals zur Verfügung, unter welchen sich nicht nur zahlreiche frühe Drucke bekannter Werke befinden, sondern auch diverse Erstausgaben. So etwa die Partitur von Johann Sebastian Bachs h-Moll-Messe, die im Verlag des Zürcher Musikalienhändlers und Gesangspädagogen Hans Georg Nägeli (1773–1836) zum ersten Mal erschien. Nägeli hatte bereits 1805 das Autograph der Messkomposition erworben, es sollte aber noch fast dreissig Jahre dauern, bis 1833 wenigstens der erste Teil mit dem Kyrie und Gloria dieses «grösste[n] musikalische[n] Kunstwerks aller Zeiten und Völker» in den Druck ging. War der zweite Teil ursprünglich auf Ostern 1834 angekündigt, kam das Vorhaben – unter Umständen, die bislang nicht näher geklärt sind – vor Nägelis Tod 1836 nicht mehr zur Vollendung. Erst 1845 erschien auf Betreiben seines Sohnes Hermann die zweite «Lieferung», beginnend mit dem als

Symbolum Nicenum bezeichneten Credo. Der erste Teilband der h-Moll-Messe im Bestand der HKB-Musikbibliothek stammt aus dem Besitz von Carl Munzinger (1842 bis 1911). Der spätere Ehrendoktor der Universität Bern wurde 1869 als Musikdirektor in die Bundeshauptstadt berufen und prägte als Leiter der Berner Liedertafel und des Cäcilienvereins sowie ab 1884 als Dirigent der Abonnementskonzerte der Musikgesellschaft das örtliche Kulturleben massgeblich. Teil eins des Bach-Erstdruckes, welcher ausserdem mit dem Eintrag «aus der Studien Bibliothek der Bern[ischen] Musikgesellschaft» versehen ist, erhielt Munzinger als Geschenk von seiner Ehefrau Alice Carlin. Auch im separaten zweiten Band findet sich der Hinweis auf die Musikgesellschaft, ein individueller Besitzvermerk fehlt jedoch.

Wissenschaftliche Erschliessung

Mit der Katalogisierung des HKB-Musikalienbestandes ist die Arbeit noch nicht abgeschlossen. Es folgt die wissenschaftliche Erschliessung und Einordnung. Wie am Fall der zweibändigen h-Moll-Messe aus dem Verlag Nägeli aufgezeigt, können anhand der archivierten Musikalien einerseits Rückschlüsse auf die Rezeption bestimmter Werke und ihre Druckgeschichte gezogen werden und andererseits aufgrund ihrer Provenienz – meist in Form eines Stempels oder eines handschriftlichen Eintrages im Notenmaterial zu finden – interessante Aussagen über das Berner Musikleben des 19. Jahrhunderts gemacht

werden. Recherchen zum Komponisten, Dirigenten und Violinvirtuosen Louis Spohr (1784–1859), der im untersuchten Bibliotheksbestand mit mehreren Notenbänden prominent vertreten ist, werfen beispielsweise im Zusammenhang mit seinem Aufenthalt in der Schweiz 1816 ein neues Licht auf die Entstehungs- und Aufführungsgeschichte einzelner Werke. Sind die Reisen von Johannes Brahms ins Berner Oberland hinlänglich bekannt, so wissen wohl nur wenige, dass auch Spohr am Thunersee sein «Paradiese» gefunden hatte.

Am «schönsten Punkte der Erde»

Nachdem Louis Spohr seine Stelle als Kapellmeister am Theater an der Wien aufgegeben hatte, reiste er im Frühjahr 1816 in Begleitung seiner Frau und der gemeinsamen Kinder in die Schweiz. Nach Konzerten in Basel und Zürich gelangte die Familie Mitte April nach Bern, um anschliessend für mehrere Monate im ländlichen Thierachern bei Thun Logis zu beziehen.

Während Spohr diesen Aufenthalt am «schönsten Punkte der Erde» für die Vorbereitung der anschliessenden Konzertreise nach Italien nutzte, fand seine Frau Dorette hier die nötige Erholung für ihre angeschlagene Gesundheit. Aber auch in der «Sommerfrische» ruhte das Konzertleben nicht, und so wurde am 31. Mai 1816 in Bern – laut Spohr «die schönste der Schweizer-Städte von allen ...» – ein Konzert «zum Vorteil» des Herrn Kapellmeister gegeben. Dieses war «ausseror-

dentlich stark» besucht, obschon, wie Spohr uns in Band 1 der 1860/61 kurz nach seinem Tod erschienenen Selbstbiographie berichtet, das Berner Orchester «womöglich noch schlechter, als in Basel und Zürich, und das Publikum noch ungebildeter» war. Dass das Orchester der Bernischen Musikgesellschaft ein Jahr nach seiner Gründung noch zum Grossteil aus Amateurmusikern bestand, erklärt des Komponisten vernichtende Kritik.

Unter den drei im Hôtel de Musique aufgeführten Werken Spohrs ist das Violinkonzert Nr. 8 mit dem im Hinblick auf die anstehende Konzertreise nach Italien gewählten Zusatz «in moda di scena cantante» («in Form einer Gesangsszene») heute am bekanntesten. Den Solopart des in Thierachern entstandenen und mit grosser Wahrscheinlichkeit in Bern uraufgeführten Stückes spielte der Geigenvirtuose Spohr selbst.

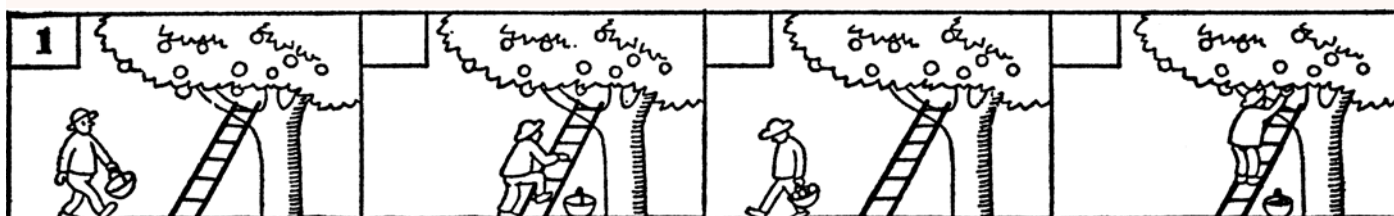
Diese Entdeckung im Zusammenhang mit dem im 19. Jahrhundert ausserordentlich beliebten und unlängst von Hilary Hahn neu eingespielten Konzert hätte nicht passender heuer, da nicht nur die Universität Bern ein Jubiläum feiert, sondern sich auch der Todestag von Louis Spohr zum 150. Mal jährt, gemacht werden können.

Kontakt: Prof. Dr. Klaus Pietschmann, Institut für Musikwissenschaft Bern, pietschmann@musik.unibe.ch, Lic. phil. Edith Keller, Institut für Musikwissenschaft Bern, edith.keller@musik.unibe.ch

Prof. Max Horkheimer und Prof. Richard Meili

Kann man zu gescheit sein?

Man kann zu gescheit sein, wie ein kurzer Briefwechsel aus dem Jahre 1966 zwischen dem Frankfurter Philosophen Max Horkheimer und dem Berner Psychologen Richard Meili zeigt. «Ich bin meines Zeichens Philosoph und daher meines unbeholfenen Denkens mir recht bewusst», schrieb Horkheimer, das spätere Idol der 68er-Bewegung, nach Bern. Auf einen von Meili entwickelten Schüler-Test anspielend, fuhr er fort: «Der Versuch, Ihre Schrift über den Analytischen Intelligenztest zu lesen, hat mir einen wahren Schlag versetzt. Ich bin nun davon überzeugt, weit dümmer als ein durchschnittlicher Leser zu sein.» Er gab vor, einzusehen, dass er «zu blöd» sei, «auch nur die Anweisung zu verstehen». Seiner «schwächlichen Aufnahmefähigkeit nach» gäbe es nämlich mehrere mögliche Test-Lösungen und nicht nur die EINE richtige. Meili rechtfertigte sich, dass seine Schrift «ganz für den Praktiker geschrieben worden» sei. Man könne «sehr oft die Beobachtung machen, dass sehr intelligente und sehr überlegt arbeitende Menschen» für solche Tests nicht geeignet seien. Intellektuelle wie sie beide täten sich schwer daran, «in einfachen Situationen unbekümmert eine, wenn auch vielleicht nicht immer die beste Lösung zu finden». Der normale mittlere Schüler hingegen achte sich der Nuancen nicht. Wer den Test nicht bestand, war schlicht zu dumm – oder aber zu gescheit. Und Meili wies seinen Briefpartner Horkheimer darauf hin, dass gleich ihm auch «Einstein einmal bei einem solchen Test ähnliche Schwierigkeiten angetroffen» habe. far



Gibt es für die richtige Reihenfolge der Bilder eine oder mehrere Lösungen? Das fragten sich der Psychologe Richard Meili und der Philosoph Max Horkheimer.



Wissenschaft versus Religion – von wegen!

In unserem Alltag vermischen wir immer öfter und immer freier spirituelle Inhalte mit wissenschaftlichem Denken. Der Religionswissenschaftler Stefan Rademacher erforscht das Weltbild der Esoterik-Kultur und sagt: «Wir bedienen uns immer dort, wo es uns am meisten nützt.»

Von Matthias Abplanalp

Mit grandioser Dramaturgie lockt Uri Geller ein Millionenpublikum vor den Fernseher, wenn er Löffel verbiegt – ohne offensichtliche Anwendung von Körperkraft. Ein Trick, sagen die einen. Er benutze seine übernatürlichen Kräfte, sagt der Magier. Es ist der Kernsatz des esoterischen Weltbildes, dass unser Geist die Materie beeinflussen kann – dass also Wahrsagerei physikalisch begründbar sei oder wir mit mentalen Kräften einen Gegenstand verbiegen könnten. Was die meisten Naturwissenschaftler als Humbug abtun würden, lässt sich mitunter leicht mit ihren eigenen Ideen verbinden: Albert Einstein lehnte bestimmte – inzwischen nachgewiesene – Effekte der Quanten-Physik ab, weil sie ihm als «spukhafte Fernwirkungen» erschienen. «Und es ist gerade die Quanten-Physik, die esoterische Vorstellungen von Bewusstseinsfeldern, mystischen Einsichten und aussergewöhnlichen Heilungen bis heute mit Stichworten versorgt», erklärt der Religionswissenschaftler Stefan Rademacher. Auch in der Geschichte waren Schwergewichte der exakten Naturwissenschaften der Esoterik nicht abgeneigt: Kopernikus und Galilei waren überzeugte Anhänger der Astrologie, Newton publizierte darüber. «Esoterisches Denken hat schon immer naturwissenschaftliche Theorien integriert», betont Rademacher, der in seinem Forschungsalltag spirituellen Themen, insbesondere der Esoterik, auf den Grund zu gehen versucht.

Im wissenschaftlichen Gemischtwarenladen

In seinem Forschungsprojekt über das Wissenschaftsbild in der Esoterik-Kultur beschäftigt sich Rademacher mit der Vermischung von Weltbildern. Der gebürtige Deutsche hat in Berlin studiert und ist seit 2004 Assistent am Institut für Religionswissenschaft der Universität Bern. Obwohl es in Europa nur zwei Lehrstühle für die

Geschichte esoterischer Ideen gibt (in Paris und Amsterdam), beschäftigen sich mittlerweile zahlreiche Forscherinnen und Forscher mit alternativen Formen von Religiosität. Denn diese, das haben Rademachers Untersuchungen gezeigt, spielen im Alltag eine grössere Rolle als wir uns gemeinhin eingestehen. Dass spirituelle Inhalte boomen, ist an sich keine aufregende Erkenntnis. Dass viele Leute allerdings keine harte Kontroverse zwischen Wahrsagerei oder Magie und den Naturwissenschaften sehen, sei doch erstaunlich, findet Rademacher. Um dies herauszufinden, hat er Kunden in Esoterikläden über ihre Vorstellungen von Naturwissenschaft und alternativen Ansätzen befragt. Er hat festgestellt, dass viele Leute offen sind für esoterische Inhalte, diese aber nicht gegen anerkannte wissenschaftliche Erkenntnisse ausspielen wollen. «Der Umgang mit alternativen Wissenschaftsbildern ist pragmatisch», so der Forscher. Das will heissen: Um sich seine eigene Weltsicht zu konstruieren, pickt man sich das Nützliche aus verschiedenen Weltbildern heraus. Rademacher spricht von Synkretismus: Ideen, die sich inhaltlich voneinander abgrenzen, formen zusammen für den Nutzer etwas Neues.

Neu an Rademachers Forschung ist, dass er die esoterische Alternativkultur aus sozialwissenschaftlicher Sicht unter die Lupe nimmt, indem er qualitative Interviews mit Leuten auf der Strasse führt; bisher wurde vor allem die Literatur zum Thema erforscht. Dabei hat er herausgefunden, dass in der heutigen esoterischen Massenkultur spirituelle Lehren von vielen Menschen auf eine ihnen persönlich nützliche Weise angewendet und dabei, wo es passend erscheint, auch mit naturwissenschaftlichen Inhalten vermischt werden. «Der Dreh- und Angelpunkt dabei ist das Selbstbewusstsein des Einzelnen», so der Religionswissenschaftler. Grundsätzlich traue der esoterisch interessierte Mensch

eigenen Erlebnissen stärker als wissenschaftlichen Theorien. Wenn also Naturwissenschaftler keine plausible Erklärung für Erlebtes liefern, bedient man sich eben woanders – und das gilt nicht nur in Bezug auf spirituelle Inhalte, sondern zeigt sich etwa auch in der Diskussion um die Komplementärmedizin: Wieso die homöopathischen Kügelchen wegwerfen, wenn sie sich gut anfühlen! Und schliesslich klingen auch die Erklärungen von Homöopathen wissenschaftlich! Die Behandlung einer schweren Krankheit würden wohl dennoch die meisten Leute, die so denken, lieber dem Schulmediziner anvertrauen, vermutet Rademacher.

Naturwissenschaften schaffen keinen Sinn

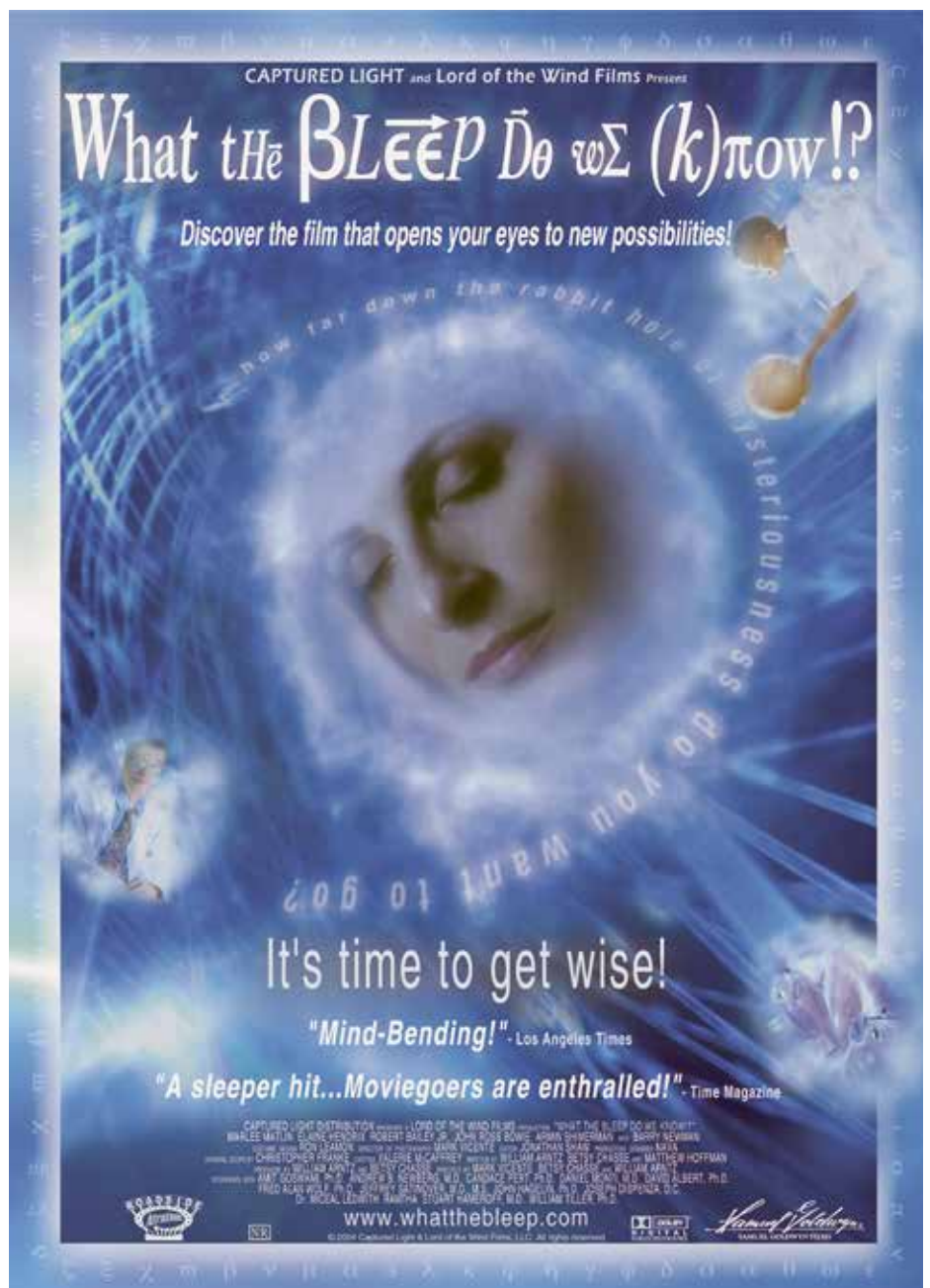
Doch worin liegen die grossen Unterschiede zwischen dem Wissenschaftsbild der Esoterik-Kultur und dem akademischen Denken? Die spirituellen Akteure kritisieren: Die Naturwissenschaften erkennen die Einheit von Geist und Materie nicht; sie betrachten die Welt als eine Fülle von Objekten ohne übergeordneten Zusammenhang. Wissenschaftliche Erkenntnisse würden keinen sinnvollen Kosmos schaffen; sie tragen nicht dazu bei, dem Leben einen Sinn zu geben, lautet der Vorwurf. Eine generelle Krise im allgemeinen Wissenschaftsverständnis unserer Gesellschaft sieht Rademacher «durch positivistisches Denken verursacht» – durch die Tatsache also, dass uns nur Ergebnisse interessieren, ohne zu wissen, was dahintersteckt. «Es gibt einen Beweis, also ist es genau so. Wie dieser Beweis zustande gekommen ist, interessiert nicht», präzisiert er. Das öffentliche Bild der Wissenschaft gründet auf Aussagen über Dinge. Die Wege, die zu diesen Aussagen geführt haben, also die Methoden, Thesen, Diskussionen und die grundsätzliche Vorläufigkeit jeder Aussage, bleiben oftmals unbekannt. Esoterische

Anbieter haben unter diesen Bedingungen gute Chancen, dass auch ihre Aussagen über geistige Fernbeeinflussung, die Ganzheit von Geist und Materie oder so genannte «Freie Energie» von einem breiten Publikum akzeptiert werden. «Sie profitieren zudem vom grossen Vorteil, dass sie ihre Aussagen mit praktischen Anwendungen, oft zu Heilzwecken, verbinden», so Rademacher. Und sie bieten Theorien an, deren Gehalt man angeblich auch spüren kann. Ein Interviewpartner rief euphorisch aus: «Dann ist es Wissenschaft, wenn es erfahren ist!» Wer sich sicher ist, dass er fühlen kann, wie «Tachyonisiertes Wasser» seine Gesundheit fördert, lässt sich auch nicht davon aus der Ruhe bringen, dass die theoretische Physik Tachyonen – Elementarteilchen, die sich schneller als das Licht bewegen – nur als mathematische Hypothesen kennt.

Wie Esoterik mehrheitsfähig wurde

Rademacher interessiert sich insbesondere für esoterische Vorstellungen, die im New Age, einer esoterischen Bewegung der 1970er und 80er Jahre, eine zentrale Rolle spielten. New Age sträubt sich, wie viele andere spirituelle Konzepte, gegen eine klare Definition. «Es war ein vorübergehendes, aber sehr erfolgreiches Phänomen», beschreibt der Experte vorsichtig. Er geht in seiner Forschung der Frage nach, was heute von New Age übriggeblieben ist. Die Wendezeit-Euphorie der damaligen Zeit sei weg, die damit verbundenen Gedanken verschwunden. Der Protest der New-Age-Bewegung, die den globalen Anbruch eines neuen Zeitalters beschwor, ist im 21. Jahrhundert dem Pragmatismus gewichen: «Die Leute wollen nicht mehr die Welt verändern, sondern besser in ihr funktionieren.»

Übriggeblieben ist jedoch die religiöse Individualisierung: Indem sie spirituellen Inhalten einen Popularisierungsschub verliehen hat und sie mehrheitsfähig



Der Dokumentarfilm «What the Bleep do we (k)now!?» (Was glauben wir eigentlich zu wissen!?) von 2004 lässt die Grenzen zwischen Naturwissenschaft und Spiritualität verschwimmen und will aufzeigen, dass im Grunde beide die gleichen Phänomene beschreiben.

machte, hat die New-Age-Bewegung kräftig dazu beigetragen, dass Religion immer individuellere Ausprägungen annimmt – auf Kosten der traditionellen religiösen Institutionen. Zum Beispiel Vorstellungen darüber, was nach dem Tod geschieht: «Laut der christlichen Religion, der eine grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer formal angehört, erfolgt die Wiederauferstehung am Jüngsten Tag. Doch über ein Drittel der Bevölkerung glaubt inzwischen an die Reinkarnation – die allermeisten davon sind nominell weder Buddhisten noch Hindus», erklärt der Religionswissenschaftler.

Vor diesem Hintergrund lässt sich auch das Resultat einer kürzlich veröffentlichten

Studie im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» entziffern: Fast zwei Drittel der Jugendlichen in der Schweiz glauben an eine göttliche Macht, der Kirche bleiben sie aber trotzdem fern. Ohnehin ist das Verhältnis zwischen den traditionellen Religionen und esoterischen Vorstellungen ein angespanntes. Nahezu alle von Rademacher Befragten verstanden sich explizit als spirituell, mit Religion wollten sie aber nichts zu tun haben.

Kontakt: Stefan Rademacher, Institut für Religionswissenschaft, stefan.rademacher@relwi.unibe.ch

Schau mir in die Augen, Kleines

Ein Lächeln, Blickkontakt und schon fühlen wir uns gut: Doch was, wenn wir uns nur einbilden, dass die charmante Frau uns angesehen hat? Wahrnehmungspsychologe Janek Lobmaier hat Erstaunliches über Sein und Schein in nonverbaler Kommunikation herausgefunden.

Von Bettina Jakob

Irgendetwas irritiert. Zwar ist der Smalltalk mit dem alten Schulkollegen – im Vorbeigehen getroffen – locker, ein fröhliches Wie-gehts-wie-stehts. Doch etwas stört. Er scheint Ihnen nicht direkt in die Augen zu blicken, sondern stets ein klitzekleines Bisschen daneben. Ein leichtes Unbehagen entsteht ... «Der Mensch stellt bereits kleinste Abweichungen in der Blickrichtung fest», erklärt Janek Lobmaier von der Abteilung für Kognitive Psychologie, Wahrnehmung und Methodenlehre an der Universität Bern, diese Irritation. «Was nicht erstaunt, stellt der Augenkontakt doch eine wichtige Form der Interaktion zwischen den Menschen dar.» Über die Emotionen, die wir im Gesicht unserer Mitmenschen erkennen, und über die Blickrichtung erfolgt eine nonverbale Kommunikation, aus der wir Informationen gewinnen – sowohl über den Mitmenschen, dessen Blick wir begegnen, als auch über uns selbst. Wahrnehmungspsychologe Janek Lobmaier untersucht, wie wir diese mimischen Informationen interpretieren.

Der einzigartige Aufbau des menschlichen Auges erlaubt durch das klar sichtbare Verhältnis der weissen Sclera und der dunklen Iris eine genaue Einschätzung des Blickwinkels eines Gegenübers. Und mit der Blickrichtung hängt gemäss Lobmaier auch die Interpretation der Emotionen auf dem Gesicht eines Menschen zusammen – und zwar auf besondere Weise, wie der Psychologe herausgefunden hat: «Gewisse emotionale Gesichtsausdrücke bezieht ein Betrachter eher auf sich, andere lehnt er ab – selbst wenn die Blickwinkel exakt die gleichen sind.» Konkret heisst dies:

Begegnet man einer Frau, die freundlich dreinblickt, dann fühlt man sich von ihrem Blick eher betroffen, als wenn sie traurig oder wütend aussieht. Lobmaier geht aufgrund seiner Untersuchungen sogar noch weiter: «Wir beziehen die Fröhlichkeit dieser Person sogar dann auf uns, wenn sie uns gar nicht direkt anblickt.»

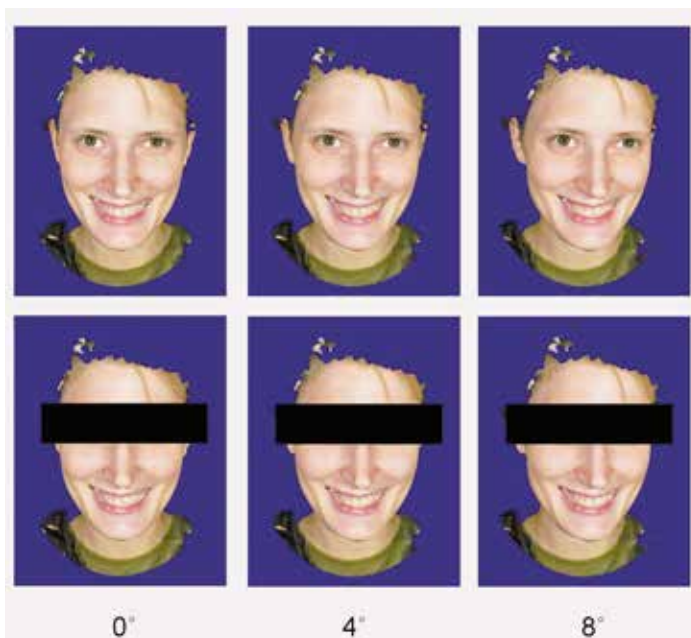
Empfänglich für Freundlichkeit

Lobmaiers Hypothese – dass der emotionale Ausdruck die Wahrnehmung der Blickrichtung beeinflusst – gründet auf den wissenschaftlichen Erkenntnissen der amerikanischen Forscher Reginald Adams und Robert Klecks. Sie hatten festgestellt, dass wütende und fröhliche Gesichter von Testpersonen als emotionaler eingestuft wurden, wenn der Blick direkt auf die Betrachtenden gerichtet war. Furcht und Traurigkeit hingegen erzielten die grösste Intensität, wenn der Blickwinkel von den Testpersonen abwich. Für Lobmaier ein Indiz, «dass es offenbar Emotionen auf Gesichtern geben muss, die wir eher an uns heranlassen als andere».

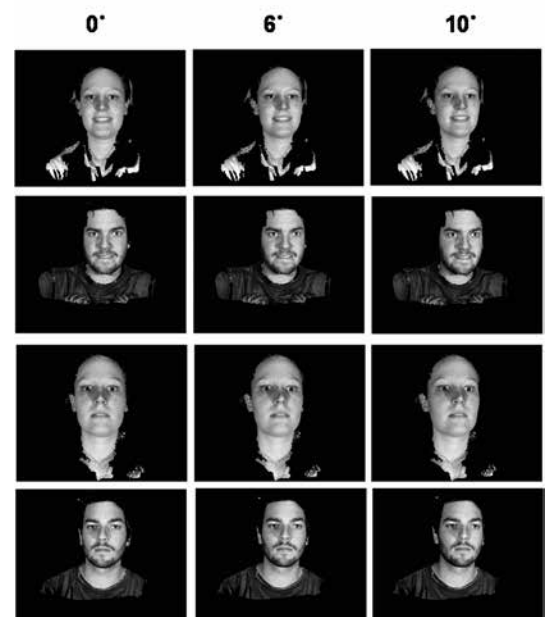
Der Psychologe entwarf mit seinen Forscherkollegen der St Andrews University in Schottland ein Versuchsdesign, um diese Annahme zu überprüfen: Er bestellte Schauspielerinnen und Schauspieler ins Labor, liess diese eifrig trainieren, um einen möglichst ängstlichen, wütenden, fröhlichen oder neutralen Gesichtsausdruck hinzubekommen. Ein 3D-Gesichts-Scanner mit zwei Kameras fotografierte ihre Gesichter aus verschiedenen Perspektiven, und aus diesen Bildern generierte der Computer schliesslich digitale Porträts, die

sich auf dem Bildschirm per Mausklick dreidimensional hin und her bewegen lassen. «So kann man die Gesichter – und mit ihnen natürlich den Blickwinkel – präzise drehen, ohne dass sich der Gefühlsausdruck verändert», fasst Lobmaier die Idee zusammen. Er klickt ein Demobild an, und auf dem Bildschirm erscheint ein Gesicht, das sich mit jeder Tasteneingabe um zwei Grad dreht. «Weicht ein Blick vom direkten Augenkontakt um diese zwei Grad ab, entspricht dies etwa dem Verschieben des Fokus' vom Auge zum Ohrläppchen», veranschaulicht der Psychologe den Effekt. Um «eindeutige emotionale Stimuli» für den Hauptversuch zu erhalten, bewerteten 20 Personen die mimischen Versuche der Schauspieler, wie Janek Lobmaier erklärt. Dann gings los: Den 49 Testpersonen in Lobmaiers Untersuchung wurden diese Stimuli, die Gesichter mit einer der vier Emotionen (ängstlich, wütend, fröhlich, neutral) mit elf verschiedenen Blickwinkeln gezeigt (Abweichungen rechts und links je bis zu zehn Grad). Die Bilder erschienen für knapp eine halbe bis eine Sekunde lang auf dem Bildschirm, und die Experimentteilnehmenden mussten sich entscheiden, ob die Personen auf dem Bildschirm «ihre Aufmerksamkeit auf sie richteten oder nicht».

Das Resultat war eindeutig: «Die fröhlichen Blicke wurden signifikant am meisten auf die eigene Person bezogen», sagt Janek Lobmaier. Selbst wenn der Blickwinkel um vier Grad vom direkten Augenkontakt abwich, fühlten sich fast 70 Prozent der Teilnehmenden immer noch betroffen. Bei sechs Grad Abweichung, also einem Blick



Digitalisiert lassen sich die Blickrichtungen präzise einstellen, ohne die Emotionen zu verändern. Selbst mit Augenbalken werden Gefühle und Blickrichtungen ähnlich wahrgenommen.



Freundlich, wütend, ängstlich, neutral: Die Psychologen erforschten den Effekt dieser vier Emotionen auf einen Betrachter.

klar an den Teilnehmenden vorbei, waren es immer noch 40 Prozent. Im Gegenzug dazu schnitten – hinter den wütenden und neutralen – die angsterfüllten Gesichter besonders schlecht ab: Drei von zehn Personen fühlten sich nicht angesprochen – selbst wenn der Betrachtungswinkel bei Null lag und der digitale Mensch einem direkt in die Augen schaute.

Gleiche Resultate mit Augenbalken

Besonders erstaunlich sind dazu die Ergebnisse, die Lobmaier in einem zusätzlichen Test herausbekam: Das Versuchsdesign blieb im Ansatz das gleiche, doch um auszuschliessen, dass möglicherweise die Augengrösse und nicht die Emotion bei der Einschätzung des Blickwinkels mitspielte, wurde den digitalen Gesichtern ein schwarzer Balken über die Augen gelegt. Eine allfällige Fehlinterpretation eines Gefühlsausdruckes kann gemäss Lobmaier dadurch nicht entstehen, da eine Emotion eher im Gesamtbild und nicht in Einzelteilen eines Gesichts – Mund oder Augen – erkennbar ist. Der Balken-Test ergab genau die gleichen Tendenzen wie das vorangegangene Hauptexperiment. «Die glücklichen Blicke wurden am meisten, die furchtvollen am wenigsten auf sich bezogen», so Lobmaier. Bei narzisstischen Persönlichkeiten erwartet Lobmaier eine noch stärkere Ausprägung der verzerrt-positiven Wahrnehmung, bei depressiven Personen und Sozialphobikern eine mögliche Umkehrung: «Ich kann mir vorstellen, dass Schwermütige einen negativ-verzerrenden Effekt von ihrer Umwelt wahrnehmen.»

Die verzerrt-positive Wahrnehmung

Also wollen wir manchmal sehen, was gar nicht ist – und lassen vorbei, was uns eigentlich betrifft. Die Sozialpsychologen nennen diesen Effekt eine «systematisch verzerrt-positive Selbstwahrnehmung». Mit anderen Worten: Wir führen positive Reaktionen unserer Umwelt gerne auf uns zurück, obwohl sie womöglich gar nicht auf uns gemünzt sind, Negatives dafür überspringen wir umso grosszügiger. Ein Phänomen, welches offenbar Vorteile hat: «Für das Selbstwertgefühl scheint es förderlich, sich selber positiv zu sehen, schädlicher hingegen, wenn wir alle Wut, der wir begegnen, auf uns beziehen», wagt Lobmaier eine Interpretation. So denkt man gerne, dass die hübsche Frau gegenüber im Zugabteil lacht, weil ihr unsere neue Frisur gefällt. «Normalerweise erwarten wir, dass eine realistische Einschätzung der Dinge uns am meisten nützen würde», so Lobmaier. Doch die Evolutionspsychologie sagt etwas anderes und lässt uns oftmals egozentrisch auftreten, eine rosarote Brille tragen und unsere Situation besser einschätzen, als sie vielleicht ist. «Und so setzen wir zum Beispiel keinen Velohelm auf, weil wir ganz bestimmt keinen Unfall bauen werden – wir doch nicht», fügt der Berner Forscher ein Beispiel dieser idealistisch-positiven Sichtweise an.

Hinter dieser selbstaufbauenden Interpretation der Umwelt vermutet Lobmaier neben dem persönlichen Schulterklopfen aber auch einen Gewinn für das Gesamtsystem – durch einen Rückkoppelungseffekt: «Werden wir angelächelt, womöglich auch nur scheinbar, lächeln wir zurück,

fühlen uns gut, und ein Dritter lächelt mit», skizziert der Psychologe eine mögliche Erklärung für das Phänomen. «Damit kann es manchmal durchaus positiv sein, sich als «Sibiesiech» zu fühlen.»

Kontakt: Dr. Janek Lobmaier, Institut für Psychologie, Abteilung Kognitive Psychologie, Wahrnehmung und Methodenlehre, anek.lobmaier@psy.unibe.ch

Männer beziehen Blicke eher auf sich als Frauen

Beeinflussen Geschlecht und Attraktivität die wahrgenommene Blickrichtung? Auf der Hypothese, dass attraktive Gesichter (des bevorzugten Geschlechts) eher als «schaut mich an» eingeschätzt werden, führte Janek Lobmaier ein weiteres Experiment durch: Nach einem Attraktivitätsrating beurteilten je 16 heterosexuelle Frauen und Männer, ob die weiblichen und männlichen Gesichter auf dem Bildschirm sie ansehen oder nicht. Die Ergebnisse zeigen klar: Männer gaben mehr Ja-Antworten als die Frauen – und zwar unabhängig des Geschlechts und der Attraktivität. «Männer beziehen den Blick anderer auf sich selbst, Frauen tun dies weniger», fasst der Psychologe zusammen. Es sei nicht etwa so, dass Frauen bei der Wahrnehmung der Blickrichtung genauer seien, wie Lobmaier überprüft hat, sondern: «Wahrscheinlich sehen sich Männer lieber im Zentrum der Aufmerksamkeit.»

Karten für den Frieden

Der junge Berner Kartograf Christoph Hösli gewinnt für seine Karten des Südsudan den renommierten «National Geographic Society Award for New Mapmakers». Die vom Centre for Development and Environment (CDE) der Universität Bern herausgegebenen Karten spielen eine wichtige Rolle im sudanesischen Friedensprozess.

Von Marcus Moser

Den Südsudan kennt er wie seine Hosentasche; allein 16 247 Siedlungsnamen hat er in seiner Datenbank, präzise nach Längen- und Breitengrad verortet und nach Grösse und administrativer Bedeutung gegliedert. Aber: Christoph Hösli, der eben den gewichtigen «National Geographic Society Award» und damit die begehrteste Auszeichnung für Nachwuchskartografen gewann, war noch nie im Sudan. Hösli lacht: «Ich bin der mit dem Computer», erklärt er, «schon verrückt, dass ein Schreibtischtäter diese Karten macht.»

Seit 2004 arbeitet eine Gruppe um Jürg Krauer am Centre for Development and Environment (CDE) der Universität Bern an thematischen Karten zum Sudan. Zunächst sind Blätter zur Topographie und Geo-Hydrologie der Nuba-Berge entstanden, dann solche für humanitäre Einsätze in der Region Darfur, schliesslich Kartenserien für die Staaten des Südsudan. Das Gesamtprojekt wird getragen von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) und als Teil der Friedensbemühungen im Sudan unterstützt vom Eidgenössischen Departement für Auswärtige Angelegenheiten (EDA).

Landkarten für den Frieden

2002 gelang es dank Schweizer Vermittlung, mit dem «Bürgenstock-Abkommen» den Bürgerkrieg in den sudanesischen Nuba-Bergen zu beenden. Gerade in der labilen Phase nach einem Bürgerkrieg und vor dem Wiederaufbau sind räumliche Informationen ein wichtiges Hilfsmittel zur Erfassung von Landnutzung und Infrastruktur. Da diese Informationen weitgehend fehlten (oder veraltet waren), erhielt das CDE vom EDA den Auftrag, die entsprechende Kartographie-Basis zu schaffen. Das kann auch heikel sein. Und

so ist es kein Zufall, dass jede Karte einen Hinweis trägt, wonach Informationen über Grenzverläufe kein Urteil über den rechtlichen Status beinhalten würden. Karten sind eben politisch.

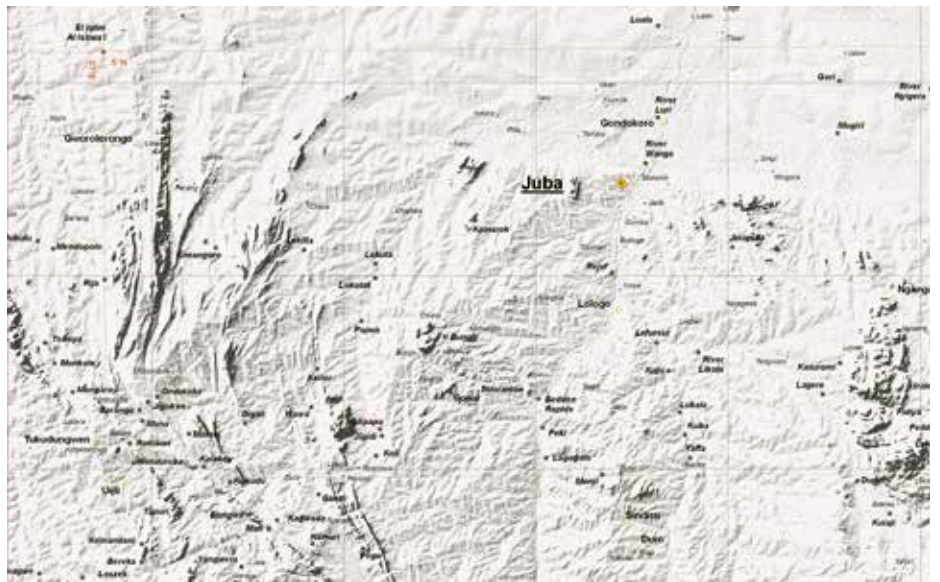
«Früher musste man ins Feld und aufwändige Vermessungen machen, heute sind viele Daten bereits vorhanden», erläutert Hösli. «Aber man muss sie suchen und dann zueinander in Verbindung bringen können.» Eine gute Ausgangslage für den Sudan bieten russische Militärkarten aus den 1970er Jahren im Massstab 1:100 000 und 1:200 000. Die Karten sind handwerklich gut gemacht, aber insgesamt nicht mehr aktuell. Christoph Hösli relativiert: «Naturräumliche Elemente bleiben, Berge verschieben sich ja nicht so schnell.» Die russischen Karten wurden also in Moskau digitalisiert und bestimmte Details in Handarbeit so bearbeitet, dass eine spezielle Software sie in Vektoren (und damit unabhängig vom Massstab) umwandeln kann. Stellt man sich die Kartenproduktion wie eine Crèmeschnitte vor, war damit eine Schicht, ein «Layer», gewonnen.

Siedlungsdaten, Strassen, Wasserverläufe und Flugfelder sind nicht wie Berge – sie verändern sich. «Hier bietet uns das Internet neue Zugänge, zum Beispiel zu Datenbanken mit Satellitenbildern aus freigegebenen Beständen», führt Hösli aus. Für die topografischen Grundlagen erwies sich ein Datenbestand der NASA als ideal. Die «Shuttle Radar Topography Mission» (SRTM) liefert ein dreidimensionales Landschaftsbild. Diese Radaraufnahmen sind georeferenziert; man weiss also von jedem Bild genau, wo es hingehört. «Damit hatten wir den untersten Layer für unsere Karte», erklärt Hösli, «die Referenz für die topografischen Informationen.» Die Crèmeschnitte hat nun gewissermassen einen Boden.

Digitale Flexibilität

Aktuelle Flussverläufe konnten im «Sud», dem flachen Teil des Südsudans aus Satellitenaufnahmen eruiert werden, für die Hügelgebiete wurden sie aus dem Geländemodell abgeleitet; Strassen und Pisten waren dagegen mit präzisen GPS-Tracks überprüfbar. Hintergrund: Die Uno und andere Hilfswerke führen Nahrungsmittel- und Warenlieferungen mit ihren Konvois satellitengestützt durch, wodurch der genaue Strassenverlauf zurückverfolgt werden kann. Das ergibt weitere Schichten für die Crèmeschnitte. Zur Darstellung der Landbedeckung konnten die Bilder vom Landsat ETM+-Satelliten herangezogen werden. Acht Klassen von Landbedeckungen können so nach der Verarbeitung dargestellt werden. Die Karte erlaubt zum Beispiel die Unterscheidung von Gras- und Buschland, von bewirtschafteten Feldern oder Bewaldung. Die Recherche dieser Daten nimmt viel Zeit in Anspruch, wobei Hösli auf Bestehendem aufbauen kann: «Das CDE hat all die Jahre hindurch viele Kontakte etabliert, deshalb können wir auf verschiedene Datenbanken zugreifen und unsere Daten durch neue Hinweise immer wieder aktualisieren», sagt der junge Forscher.

Sind die Ausgangsdaten einmal zusammengetragen, beginnt für Christoph Hösli die Hauptarbeit: Alle Informationen müssen zueinander in Beziehung gesetzt und miteinander verbunden werden. Dabei werden unzählige Daten aus den verschiedenen Quellen in einer Datenbank gesammelt und mit einem speziellen geografischen Informationssystem verarbeitet. «Eigentlich bin ich kein Kartograph, ich bin ein Geo-Informatiker», stellt Hösli im Hinblick auf seine Haupttätigkeit klar. Der 31-jährige hat Geographie und Informatik studiert und



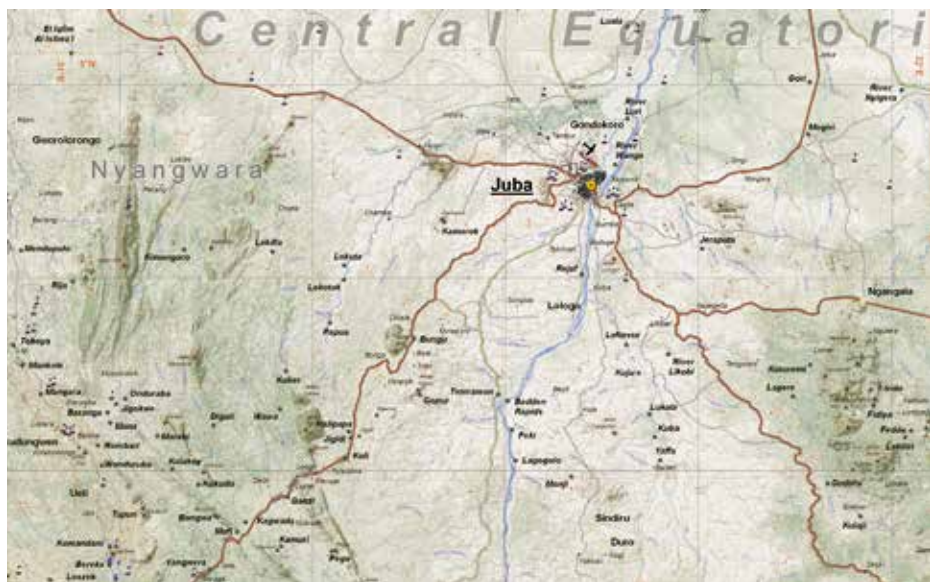
Kartenblatt E Südsudan «Eastern Equatoria» 1:500 000: Ansicht nach Schattierung des Höhenmodells (Ausschnitt).

war bereits als Hilfsassistent an der Erarbeitung von Karten für den Darfur beteiligt. Die schiere Datenmenge stellt ihn vor typisch kartografische Herausforderungen: «Wir müssen immer abwägen zwischen Informationsdichte und Lesbarkeit, wichtig ist die richtige Balance», erläutert Hösli. So war die Abbildung der 16 247 Siedlungsnamen eine Knacknuss, da die Schriftgrösse gleichzeitig Hinweise auf die Ortsgrösse vermitteln soll.

Die Spezialität des Geo-Informatikers liegt anderswo. Auf den Einsatz eines Grafikprogramms wird bewusst verzichtet. Im Bild: Die Crèmeschnitte bekommt keinen Zuckerguss. Die Daten bleiben gewissermassen offen und können beliebig verändert werden. Dennoch sind sie jederzeit als Karte ausdrückbar. Es ist genau diese «digitale Flexibilität», die Christoph Hösli den renommierten Preis eingebracht hat. «Der Verzicht auf ein Grafikprogramm ist der grosse Vorteil unseres Systems», freut sich Hösli und erläutert den praktischen Vorteil: «Wenn ein Strassensystem nach der Regenzeit verändert wird, können wir den neuen Verlauf in die Datenbank eingeben und sofort eine aktualisierte Karte ausdrucken.»

Neue Karte auf Bestellung

Es ist die Aktualität, welche die Karten vom CDE bei den unterschiedlichsten Abnehmern so begehrt macht. Auf Benutzerfreundlichkeit wird auch bei der Ausrüstung geachtet: Das riesige Territorium des Südsudan wird auf fünf Kartenblätter im Massstab 1:500 000 aufgeteilt und die Karte auf wasserbeständigem Papier gedruckt. Damit sind die Blätter auch für den strapaziösen Einsatz im Feld geeignet. Produziert wird «on demand» – nach Bestellungseingang – auf einem



Kartenblatt E Südsudan «Eastern Equatoria» 1:500 000: Ansicht der fertigen Karte (Ausschnitt).

Plotter im CDE; gefalzt wird von Hand. Der Preis für die Kleinserien liegt bei rund 80 Franken das Stück und deckt gerade die Materialkosten. Ums Geldverdienen geht es hier nicht; «was uns bestärkt, ist das Feedback der Leute im Feld», unterstreicht der junge Geo-Informatiker.

Und jetzt also der Preis von der National Geographic Society. Hösli freut: «Das erlaubt mir eine Einordnung meiner Arbeit. Spezialisten fanden die Karten gut.» Profizieren werden hoffentlich auch die Bürger im Südsudan. 2011 soll über die Unabhängigkeit des Südens abgestimmt werden. Der Frieden im bürgerkriegsgeplagten Land

ist brüchig; es gibt Konflikte wegen des Grenzverlaufes und wegen der dort vermuteten riesigen Ölfelder. Vielleicht können die präzisen Karten von Christoph Hösli und vom CDE helfen, eine Basis für eine gütliche Einigung zu finden.

Kontakt: Christoph Hösli, Centre for Development and Environment CDE, Geografisches Institut, christoph.hoesli@cde.unibe.ch

Finanzierung: Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA, Eidgenössisches Departement für Auswärtige Angelegenheiten EDA

Mehr Fleischkonsum verschärft die globale Hungersituation

Die Industrialisierung der Landwirtschaft war in der Vergangenheit erfolgreich. Knappe Ressourcen erlauben aber keine Fortsetzung dieses Weges. Zur Bekämpfung des Welthungers müssen die Kleinbauern gestärkt werden. Davon ist Urs Wiesmann, Professor am «Centre for Development and Environment» (CDE) der Universität Bern überzeugt.

Von Marcus Moser

Herr Prof. Wiesmann, was bedeutet Ihnen der Welthungertag am 16. Oktober?

Ich finde es ausserordentlich wichtig, dass wir uns aktuell wieder mit dem Hunger befassen. Die Wahrnehmung dieses Problems hat in den letzten Jahren stark nachgelassen.

Warum?

Der Hunger hat relativ gesehen in den letzten 50 Jahren massiv abgenommen; die Anzahl der hungernden Personen ist in absoluten Zahlen zwar stabil geblieben; da die Weltbevölkerung aber zugenommen hat, ist sie relativ dazu gesunken. Die Industrialisierung der Landwirtschaft war ein Erfolgsmodell, die Erträge konnten in den letzten 50 Jahren relevant gesteigert werden.

Aktuell leben rund sieben Milliarden Menschen. Man geht davon aus, dass eine Milliarde hungert.

Die Zahl ist abhängig von der Definition und insgesamt schwer zu erfassen; es sind Berechnungen, nicht Zählungen. Chronische Unterernährung wird indirekt über die Kindersterblichkeit, über das Untergewicht von Kindern unter fünf Jahren und ähnliche Indikatoren berechnet. 1970 war ein Drittel der Weltbevölkerung unterernährt, heute ist es ein Siebtel. So betrachtet ein Erfolg, in absoluten Zahlen aber immer noch viel zu viel. Und jetzt weisen viele Indikatoren darauf hin, dass sich die Situation verschlechtern könnte.

Vor einem Jahr erschrak die Welt über neue Hungerrevolten in Afrika, Asien, Latein- und Südamerika mit hunderten von Toten. Warum kam es zu diesen Revolten?

Die Ursache lag direkt in den starken Preissteigerungen für Nahrungsmittel.

Die Lage hat sich scheinbar wieder entspannt ...

Aber nur vorübergehend. Historisch betrachtet haben sich die Nahrungsmittelpreise in den letzten 50 Jahren halbiert – und sind nun in kurzer Zeit enorm gestiegen. Wenn man sich vor Augen führt, dass arme Leute über 50 Prozent für Nahrungsmittel ausgeben, dann hat eine 20-prozentige Preissteigerung sofort heftige Folgen. Die neuerlichen Preisreduktionen haben nicht mit einer besseren Angebotssituation zu tun, sondern mit der wirtschaftlichen Rezession ab Mitte 2008. Die Energie- und die Düngerpreise sind gesunken, was das Preisniveau der Nahrungsmittel wieder etwas gesenkt hat.

Dann gilt die Umkehrung: Wenn die Weltwirtschaft sich erholt, steigen die Nahrungsmittelpreise wieder?

Ja, dann werden die Preise für alle benötigten Ausgangsstoffe und die Energiepreise erneut steigen – und die Hungersituation wird sich weiter verschärfen.

Und dies, obwohl die Nahrungsmittelproduktion für alle reichen würde. Also haben wir ein Verteilproblem.

Das ist richtig. Die Gesamtmenge der produzierten Lebensmittel würde reichen. Aber wir können global eine Verschiebung von Konsummustern beobachten, die das Problem akzentuieren: Die Nachfrage nach höher veredelten Nahrungsmitteln steigt und erhöht den Druck auf die Produktion von Grundnahrungsmitteln in der Dritten Welt.

Bleiben wir zuerst bei der Verschiebung der Konsummuster: Was verschiebt sich wo?

Nehmen wir Indien und China. Dort leben rund 2,6 Milliarden Menschen, also fast ein Drittel von uns allen.

Wir können global eine Verschiebung von Konsummustern beobachten: Die Nachfrage nach höher veredelten Nahrungsmitteln steigt und erhöht den Druck auf die Produktion von Grundnahrungsmitteln in der Dritten Welt.

Urs Wiesmann



Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre hat dazu geführt, dass immer mehr Menschen in diesen Ländern mehr Geld für Nahrungsmittel haben. Im Bild: Früher gab es vor allem Reis – und nur bei einem Festessen Hühnchen dazu. Jetzt ist es vielen Menschen möglich, sich bei jedem Essen Hühnchen zu leisten. Bisher waren es eine Million Menschen in den westlichen Ländern, die höher veredelte Nahrungsmittel in grossen Mengen konsumieren konnten. Mit den Erfolgen der indischen und chinesischen Wirtschaft kommen nun in relativ kurzer Zeit weitere zwei Milliarden hinzu. Die Folgen sind drastisch: In China hat sich der Fleischverbrauch zwischen 1990 und 2005 verzweieinhalbfacht und der Milchverbrauch verdreifacht. Die Veredelung von Nahrungsmitteln braucht aber mehr Ressourcen: Mehr Boden, mehr Dünger, mehr Wasser, mehr Energie. Indien und China können dies auf ihrem Territorium zunehmend nicht mehr produzieren, wodurch ein Nachfragedruck auf andere Weltgegenden entsteht und statt Grundnahrungsmitteln veredelte Nahrungsmittel angebaut werden.

Wirtschaftliche Prosperität an einem Ort führt also zu mehr Hunger an einem anderen Ort ...

Die Entwicklung läuft in dieser Richtung. Nehmen wir Fleisch. Die Faustregel besagt, dass die Herstellung von ein Kilogramm Fleisch die zehnfache Fläche der Herstellung von ein Kilogramm Getreide benötigt. Pro Fläche produzieren sie also viel weniger Grundnahrungsmittel. Da die Nachfrage nach veredelten Nahrungsmitteln wächst, rechnet sich das ökonomisch; ökologisch und von der Menge der erzeugten Kalorien her jedoch nicht. In globaler Perspektive wären wir dennoch in der Lage, genügend Nahrung für alle zu erzeugen. Die geschil-

derte Nachfrageverschiebung erzeugt nun aber einen zunehmenden Druck auf die Landwirtschaft der Länder der Dritten Welt.

Dazu passt die Meldung, dass finanzkräftige Länder Boden in armen Ländern pachten und sich so die Nahrungsmittelbasis für die nächsten Jahrzehnte sichern wollen. Entwicklungsorganisationen sprechen von «Land Grabbing» und «Neuem Kolonialismus».

Das ist ein sehr aktuelles Beispiel. Die Bedeutung des ländlichen Raums und der Kleinbauern wurde in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt; jetzt kommt Druck gleich von verschiedenen Seiten: Umweltschutzorganisationen im Westen fordern in Afrika die Ausscheidung grosser Territorien als Reservate zur Erhaltung der Biodiversität. Dann werden in fruchtbaren Gegenden mit internationalem Kapital Monokulturen eingerichtet, die weitgehend automatisiert, bewässert, gedüngt und künstlich beleuchtet, Güter für den Weltmarkt produzieren. Früher war dies etwa bei Baumwolle der Fall, heute sind es Blumen oder Gemüse, aber auch zum Beispiel Jatropa-Pflanzen zur Produktion von Biodiesel.

Und jetzt kommt Landaneignung dazu ...

Ja. Die Veränderung der Konsummuster bringt vermögende Nachfrager wie China, Indien, Libyen, die Golfstaaten, Südkorea und andere dazu, sich in Entwicklungsländern Boden für die eigene Lebensmittelproduktion sichern zu wollen.

Was bedeutet dies für die betroffenen Entwicklungsländer?

In allen Fällen sind die Kleinbauern die Leidtragenden, weil sie von ihrem Land verdrängt werden und so die

Die Zukunft der globalen Ernährungssituation hängt davon ab, was mit den Kleinbauern geschieht.

Urs Wiesmann



Produktion den lokalen Trägern entzogen wird. Dies wird bei weitem nicht kompensiert durch die entstehenden Arbeitsplätze in diesen Regionen. In einigen Ländern wehrt sich die Bevölkerung gegen die Absicht der Regierung, ausländischen Investoren Land zu verpachten. In Madagaskar tat sie es mit Erfolg gegen die Landnahme durch den südkoreanischen Konzern Daewoo. In Kenya lehnen sich Menschen gegen die Absicht der Regierung auf, 500 000 Hektar Land an Qatar zu verleihen.

Ist die Klimaerwärmung mit ein Grund für die Verschärfung der Hungerproblematik?

Aktuell ist die Verschiebung der globalen Konsummuster der gewichtigere Grund für die Verschärfung der Situation. Auf längere Sicht aber wird der Klimawandel regional sehr unterschiedliche Auswirkungen haben: Das südliche Afrika zum Beispiel wird von neuen Dürreperioden stark betroffen sein, während Ost-Afrika mit eher günstigeren Bedingungen – mehr Regen – rechnen kann. Für mich entscheidend ist aber die Frage, was mit den über zweieinhalb Milliarden Personen in Kleinbauernhaushalten passiert.

Sie sehen die Nahrungsmittelherstellung vor einem Strukturproblem?

Ja. Das grosse Wachstum der Nahrungsmittelproduktion der letzten Jahrzehnte ist ja primär auf eine industrialisierte Landwirtschaft mit grossem Ressourcenverbrauch zurück zu führen. Das geht nicht mehr. Die Fortsetzung dieser Produktionsmethode führt dazu, dass die Lebensgrundlage der Kleinbauern und ihrer Familien zerstört wird. Die ökologischen, ökonomischen und sozialen Folgen wären dramatisch, weil sie mindestens ein Drittel der Weltbevölkerung direkt betreffen.

Es gilt also, die kleinbäuerlichen Produktionssysteme zu unterstützen?

Die Zukunft der globalen Ernährungssituation hängt davon ab, was mit den Kleinbauern geschieht. Die Erfolgsgeschichte der letzten 50 Jahre lässt sich nicht direkt übertragen. Es braucht neue, innovative Ansätze.

Was können wir tun? Als Konsumentinnen und Konsumenten?

Da gibt es verschiedene Aspekte. Als Konsumenten sollten wir generell Produkte meiden, die eine schlechte Ökobilanz haben. Und wenn wir an die Kleinbauern denken, dann wäre es wichtig, Produkte aus fairem Handel zu unterstützen.

Als Nation?

Kleinbäuerliche Betriebe werden nicht über Nacht innovativ. Sie brauchen ein Umfeld und ein Wirtschaftssystem, das auf Innovation ausgerichtet ist und entsprechende Versuche tatkräftig unterstützt. Entwicklungszusammenarbeit könnte hier eine wichtige Rolle spielen. Paradoxerweise wird die Nothilfe forciert und die Entwicklungszusammenarbeit abgebaut. Wir versuchen, mit unseren Forschungspartnerschaften zwischen Nord und Süd einen Beitrag zu leisten, damit die Menschen vor Ort ihre Situation und die sich bietenden Möglichkeiten besser verstehen und nutzen können. Die Unterstützung angepasster Innovationen und Strukturen sind dabei wichtig, wie beispielsweise Mikrokredite, regionale Märkte, dezentrale Entscheidungsstrukturen und Informationssysteme. Zur Förderung eines angepassten innovativen Umfelds gehört aber auch eine gestärkte Forschung und Wissenschaft in den Ländern der Dritten Welt. Mit ihren Erfahrungen in all diesen Bereichen kann die Schweiz hier wichtige Unterstützung leisten, die schliesslich zur Bewältigung der Hunger- und Armutproblematik beiträgt.

Kontakt: Prof. Dr. Urs Wiesmann, Centre for Development and Environment CDE, Geografisches Institut, urs.wiesmann@cde.unibe.ch

UniPress Gespräch als Podcast

Sie können die ausführliche Version des Gesprächs auch hören. Den Podcast zum Herunterladen finden Sie auf www.unipress.unibe.ch unter «Download».



Mit gewitzter Zurückhaltung



Die Konkordanz ist ihm ein Anliegen: Als Politologe – und nun als «universitärer Friedensrichter». Wolf Linder ist emeritierter Professor und Ombudsperson der Universität Bern.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Er kokettiert mit der Kamera. Folgt den Anweisungen des Fotografen, nimmt eine neue Position ein («wie wäre das?»). Wolf Linder steht Modell – so gekonnt, als ob er den ganzen Tag nichts anderes tun würde. Dann ist das Foto-Shooting vorbei. Linder geht in sein Büro, setzt sich an einen Tisch, auf dem sich Papier stapelt: Ein anderes Bild – dasjenige eines Intellektuellen, wenig auf seine äussere Erscheinung bedacht. 65 Jahre alt, graues Haar, grauer Schnurrbart, blitzende Augen hinter Brillengläsern im von Falten gezeichneten Gesicht. Zigarettenrauch liegt in der Luft – und für einen kurzen Augenblick wird der höfliche Mann eine Spur aggressiv: als die Rede nämlich auf die zunehmende Diskriminierung der Raucher kommt. Ansonsten: vornehme Zurückhaltung. Der wache Blick ist aufs Gegenüber gerichtet. Eine scheinbar spielerische Leichtigkeit liegt darin – genau wie vorher beim Fotografieren: Ein Tennisspieler, der an Ort tänzelt, sein Gegenüber scharf beobachtet, allzeit bereit für alles, was da kommen mag.

Bereit sein, vorbereitet: Das war für Wolf Linder wichtig, als ihn Rektor Urs Würzler bat, das Amt der Ombudsperson zu übernehmen. «Ich habe mich bei meiner Vorgängerin genau erkundigt. Ich wollte nicht die Katze im Sack kaufen», sagt er. Vor allem aber wollte er am Tag nach seiner Emeritierung nicht aufwachen und «mehr Sachen am Hals haben als vorher». Also liess sich Linder Zeit mit seiner Zusage, ein zwei Monate. Nun ist er seit Januar im Amt und konnte schon den einen oder anderen Konflikt entschärfen – rund ein Fall wöchentlich landet auf seinem Tisch oder besser gesagt in seinem Mailfach. Dabei geht es meistens um Hierarchiekonflikte – beispielsweise zwischen einem Doktoranden und seinem Betreuer, die seit zwei Jahren nicht mehr miteinander gesprochen haben. Auch die zunehmende Rationalisierung und der verschärfte Wett-

bewerb, der mit der Bologna-Reform auch die Universitäten erreicht hat, schlagen sich in Arbeitskonflikten nieder. Dabei hat Linder folgende Erfahrung gemacht: «Oft kann man mit wenig Aufwand viel erreichen. Und oft erreicht man mit viel Aufwand wenig.» Linders Haupttätigkeit besteht im Zuhören. Als gelernter Jurist gilt für ihn der Grundsatz: «Audiatur et altera pars» – man soll auch die andere Seite anhören. Manchmal bewirkt dieses Prinzip bereits eine Veränderung. Manchmal gibt es aber vertrackte Fälle, wo die Ombudsperson auch mit Schlichtungsversuchen nichts bewirkt. «Dann ist für mich das Ende der Fahnenstange erreicht, und ich muss mich vom Fall lösen.» Eine klare Aussage. Doch ist die Umsetzung auch so klar? Wie findet man in einer solchen Situation die Distanz, wenn man in einer 20-jährigen Laufbahn an der Universität vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat? Wolf Linders Augen blitzen. Dieses Blitzen ist ein Hinweis darauf, wie wachsam dieser Mensch ist. «Meine persönliche Psychologie ist hier wohl nicht gefragt», erklärt er bestimmt und lacht entwaffnend. Und gibt dann die Antwort, die niemanden entblösst. «Es gibt Situationen, die strukturell bedingt sind.» Ein Lächeln, eine Pause. Punkt. «Und es ist meine Aufgabe, der Unileitung und dem Senat diesbezüglich Empfehlungen abzugeben. Das werde ich dann im ersten Jahresbericht tun, aber nicht an dieser Stelle.»

Diskretion und eine gewisse Zurückhaltung: Das sind Eigenschaften, die Wolf Linder ausstrahlt. Auch wahrhaftig und authentisch wirkt der Ostschweizer, dessen Dialekt sich in den langen Jahren in Bern erhalten, höchstens etwas abgeschliffen hat – und der diesen Umstand charmant kommentiert: «Ich finde die Berner Mundart so schön, dass ich es als eine Beleidigung empfinde, sie zu imitieren.» Und dass er jemanden beleidigen könnte, willentlich oder unwillent-



lich, das traut man diesem Mann nun wirklich nicht zu. Hier sitzt einem ein freundlicher, bescheidener älterer Herr gegenüber. Freundlich, ja. Bescheiden? «Es entspricht meinem Naturell, produktive Lösungen zu erarbeiten, die beiden Seiten etwas bringen», erwidert er auf die Frage, warum er prädestiniert für das Amt der Ombudsperson sei. Nur: Produktive Lösungen würden wohl die meisten Menschen in seiner Position suchen. «Ja, aber die Frage ist, ob es ihnen auch gelingt», sagt Linder. Nicht ganz so bescheiden.

Ohne falsche Bescheidenheit spricht er auch von seinen Verdiensten um die schweizerische Politologie. Das Berner Institut für Politikwissenschaft hat er praktisch von null aufgebaut. Heute umfasst es 30 Vollzeitstellen mit 4 Professuren und 700 Studierenden. Bei dieser «Pionierarbeit», wie er sie selber nennt, wurde der Sozialdemokrat Linder immer wieder umgetrieben von seinem «Engagement für die Demokratie». Und dieses beinhaltet auch die Vorstellung, dass er als privilegierter Wissenschaftler der Öffentlichkeit etwas zurückgeben sollte. «Ich gehöre zu den 68ern», sagt Linder. «Unsere Generation hat noch geglaubt, dass man mit Wissenschaft die Welt verändern kann. Das war vermutlich ein Irrtum.» Nach einer Pause schiebt er nach: «Das «vermutlich» können Sie auch streichen.» Spricht hier ein frustrierter Emeritus? Linder beantwortet die Frage deutlich: «Man soll sich trotzdem Gehör verschaffen. Wo stünden wir heute, wenn Umweltwissenschaftler nicht belegen würden, welche Risiken wir eingehen, wenn wir so weiter machen wie bisher?»

Eigentlich müssten Professoren wie Linder Hochkonjunktur haben in einer Zeit, in der es auch den mächtigsten Finanzkapitänen dämmert, dass die Herrschaft des freien Marktes nicht nur zu Wohlstand und Prosperität – sondern auch zu Depression führen kann. Linder hat 20 Jahre lang kritisch beobachtet wie der Neoliberalismus den «minimal

state» – also möglichst wenig Staatsintervention – als Allheilmittel propagiert hat. Der gleiche Linder beobachtet nun kritisch, dass der Staat als «last resort» einspringen soll, als Garant, wenn bei Opel, Karstadt und UBS alles schief läuft. Keine Genugtuung darüber, dass seine kritische Haltung gegenüber dem Neoliberalismus nun sogar auf den Teppichetagen der Finanzinstitute Eingang gefunden hat? «Ach...», sagt Linder – und es tönt ein bisschen gelangweilt. «Rechthaberei kommt selten gut an. Meine Devise ist eher diejenige, einen Schritt zurückzutreten, etwas zu erklären – aber ohne Häme.»

Zurückstehen, beobachten, erklären: Das steht der Ombudsperson der Universität Bern sicher gut an. Ganz ins «zweite Glied» der Wissenschaft zurücktreten mag der emeritierte Professor allerdings noch nicht. «Ich habe noch einige Publikationspläne», sagt er. «Die Katze lässt das Mäusen nicht.» Nicht, dass er ansonsten nichts anzufangen wüsste mit seinem Leben: Segeln, Wandern, Tennis, Klavierspielen («Jazzstandards für den Hausgebrauch»), Kochen, Kunst: «Es gibt soviel angenehme Dinge im Leben», sagt er. «Und ich habe sie immer gepflegt.» Das zeigt auch ein Blick auf seine Bürowand. Dort hängt ein Kandinsky-Druck, draussen neben der Kaffeemaschine ein Fax vom Plastiker Schang Hutter, der dem Professor einst eine Skulptur versprochen hat («ich habe sie leider nie bekommen»). Und schliesslich ist da auch noch die Familie: Seine Frau, drei erwachsene Kinder aus erster Ehe, zwei Enkelkinder. Man fragt sich, wie er all dies mit seinem beruflichen Engagement unter einen Hut gebracht hat. Die Antwort ist ganz einfach: «Wenig Schlaf und wenig Fernsehen.»

Kontakt: Prof. Dr. Wolf Linder, Institut für Politikwissenschaft, linder@ipw.unibe.ch

Prof. Pasqualina Perrig-Chiello, Honorarprofessorin am Institut für Psychologie der Universität Bern; sie leitete das Nationale Forschungsprogramm «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen» (NFP 52).

Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Entwicklungspsychologie der Lebensspanne; Generationenbeziehungen; Geschlechterrollenentwicklung über die Lebensspanne.

Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.



Jung und Alt müssen voneinander lernen

Von Pasqualina Perrig-Chiello

Eine der bedeutsamsten Auswirkungen der stark angestiegenen Lebenserwartung ist die Entwicklung zu einer Vier-Generationen-Gesellschaft. Noch nie haben so viele Generationen eine so lange gemeinsame Lebenszeit gehabt wie heute. Die meisten Menschen leben gegenwärtig in Mehrgenerationen-Konstellationen – sei es in Familien und Betrieben oder im öffentlichen Leben. Selbst wenn diese Entwicklung viele positive Seiten mit sich bringt, wird sie im öffentlichen Diskurs immer wieder als Bedrohung, im besten Falle als eine ambivalente Angelegenheit wahrgenommen. Die einen rufen den Generationenkrieg aus, die anderen beschwören die Generationensolidarität, wieder andere sind verunsichert. Vor diesem Hintergrund erweisen sich die Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen», auf die hier referiert wird, als höchst nützlich und klärend.

Die längere Lebensspanne verbunden mit der Tatsache, dass Wissen heute schnell veraltet, führt dazu, dass man sich an neue Realitäten anpassen und ein Leben lang weiterbilden muss. Von den meisten älteren Menschen wird dies aber nicht nur als ein Müssen angesehen, sondern als ein Wollen. Ein Wollen, das aufgrund der reell gegebenen lebenslangen Plastizität und Erweiterbarkeit menschlicher Kognition seine Berechtigung hat. «Das Alter» beziehungsweise das Rentenalter umfasst gegenwärtig einen Zeitraum von 25 bis 30 Jahren. Die meisten Senioren wollen diese Zeitspanne nicht einfach absitzen, sondern sie nutzen, ihr Wissen erweitern, aber auch ihre Erfahrungen einbringen. Hier stellt sich aber die kritische Frage nach dem Stellenwert dieses Wissens in unserer Gesellschaft. Ist

es nicht so, dass aufgrund der beschleunigten Wissensgenerierung ältere Menschen vor allem von jüngeren Wissen vermittelt bekommen?

In der Tat ist das traditionelle Transfermuster von Wissen und die Weitergabe kultureller und wertbezogener Überlieferung stark in Frage gestellt worden. Älter werden ist längst nicht mehr zwangsläufig mit Expertentum verbunden. Lange sah es beispielsweise in Betrieben danach aus, als ob Jugendlichkeit, Dynamik und Innovation definitiv solides Erfahrungswissen und Zuverlässigkeit ablösen würden. Nun zeichnet sich zunehmend eine Wende ab, welche den wechselseitigen Wissenstransfer zwischen den Generationen betont. Zentral hierbei ist zum einen die Einsicht, dass nicht das alternde Personal das Problem ist, sondern die fehlende Lernkultur zwischen den Generationen beziehungsweise die gegenseitige Anerkennung der Stärken und Schwächen und der je spezifischen Kompetenzen. Zum anderen aber ist auch die Erkenntnis relevant, dass nicht nur Belegschaften altern, sondern auch die Kundschaft. Dies zwingt viele Unternehmen nicht nur dazu, ihre Strategien im Umgang mit älteren Mitarbeitenden zu überdenken, um deren Motivation und Innovationsfähigkeit zu stärken, sondern stellt immer mehr Unternehmen vor die Herausforderung, den Generationenmix von Belegschaft und Kundschaft zu verbessern (etwa weil ältere Kundinnen erfahrene Berater bevorzugen).

Intergenerationelles Lernen findet vor allem aber auch informell statt, insbesondere innerhalb der Familien. Die vielfach geäußerte Befürchtung, dass Lernen in Familien immer weniger zustande kommt, da Familienmitglieder durch die räumliche

Trennung immer weniger die Möglichkeit hätten, voneinander zu lernen, lässt sich für die Schweiz so nicht bestätigen. Wie aus dem Generationenbericht Schweiz hervorgeht, existiert in vielen Schweizer Familien eine erstaunlich hohe Kontinuität über drei Generationen etwa bezüglich familialen Ritualen und moralischen Werthaltungen. Dank neuer Technologien werden lokale Distanzen kompensiert. Ein gutes Beispiel intergenerationellen Lernens ist die Beziehung zwischen Enkelkindern und Grosseltern. Der wechselseitige Kontakt hat ein grosses kompensatorisches Vermögen in Bezug auf vielerlei Entwicklungs- und Wissensdefizite in Jugend und Alter.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass die Notwendigkeit eines lebenslangen und generationenübergreifenden Lernens in unserer Gesellschaft erkannt ist und mehrheitlich auch realisiert wird. Damit dies erhalten und weiter optimiert werden kann, braucht es eine bewusste Auseinandersetzung mit der Thematik auf breiter Ebene. Es braucht vor allem auch eine veränderte Konzeption von Ausbildung und Bildung auf politischer Ebene und im öffentlichen Diskurs.

Kontakt: Prof. Dr. Pasqualina Perrig-Chiello, Abteilung Entwicklungspsychologie, Institut für Psychologie, pasqualina.perrig-chiello@psy.unibe.ch

Im Rahmen des 175-Jahr-Jubiläums der Universität Bern findet vom 30. November bis 4. Dezember 2009 die Aktionswoche «Lebenslanges Lernen» statt. Die Vorträge und Veranstaltungen in der UniS sind öffentlich und unentgeltlich. Weitere Informationen: www.175.unibe.ch



«In Bern glaubte ich das erste Mal an mich selbst»

Der Schöpfer des «Spions, der aus der Kälte kam», David Cornwell alias John le Carré studierte 1949 Germanistik in der Bundesstadt und ist Ehrendoktor der Universität Bern. Anlässlich des Festakts zum 175-Jahr-Jubiläum der Universität am 6. Juni 2009 im Münster hielt er eine Rede. Hier der Abdruck.

Von John le Carré

«Es war hier in Bern an der Universität, dass ich zum ersten Mal an mich selbst glaubte und an meine Fähigkeiten. Vielleicht sah ich mich noch nicht als Schriftsteller, aber sah doch die Möglichkeit, ein solcher zu werden. Ich kam mit fast 17 Jahren nach Bern als selbsternannter Flüchtling aus meinem Heimatland Grossbritannien. Das war im Jahre 1949, der heisse Krieg lag gerade vier Jahre zurück; der Kalte Krieg hatte ihn bereits ersetzt. Junge englische Piloten zerbombten die Stadt Berlin nicht mehr, sondern ernährten sie über die Luftbrücke.

Aber für einen Engländer, der zu jung war, um im Krieg gekämpft, aber doch alt genug um ihn erlebt zu haben, war Deutschland ein natürlicher Feind. So wie damals England. Ich war aus meinem Land geflohen, weil ich dort langsam erstickte. Ich hatte soeben mit Mühe elf Jahre im Gulag von englischen Internaten überstanden, zu denen ich mit fünf Jahren verurteilt worden war. Und wenn mein Heimatland nun mein Feind war, dann könnte doch vielleicht – so dachte ich in meiner jugendlichen Rebellion – der Feind meines Feindes mein Freund sein.

Doch Deutsch in Deutschland zu studieren, stand ausser Frage, und so schien die Schweiz verlockend. Warum ich nun ausgerechnet Bern gewählt habe, bleibt mir bis heute ein Geheimnis. Hatte ich in irgendeiner trostlosen englischen

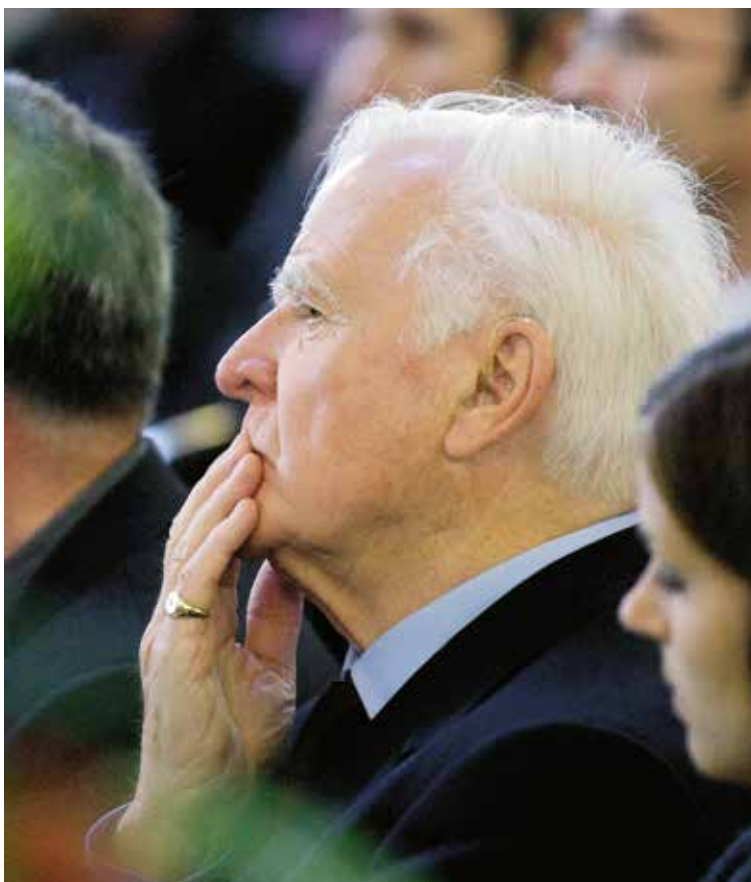
Schulbibliothek über die Stadt gelesen? Oder hatte ich ihre Schönheit mit einem flüchtigen Blick aus dem Zugfenster erkannt?

In meinem Alter und mit meinem Beruf ist es schwer, tatsächliche Erfahrungen von imaginierten zu unterscheiden. Meine Mutter war vor langer Zeit verschwunden – eine weise Entscheidung. Mein Vater, Hochstapler von Beruf und nicht immer auf freiem Fusse, war ausnahmsweise bei Kasse. Scheinbar verunsichert durch meinen Entschluss, überwies er mir einige hundert Franken auf die Berner Kantonalbank am Bundesplatz. Ein freundlicher Herr Joss eröffnete mir ein Konto und ging einige Schritte mit mir, um mir den Weg zur Universität zu zeigen. Dort sass mir ein ehrwürdiger Mitarbeiter der Uni gegenüber an seinem Schreibtisch und beäugte kritisch die kargen Zeugnisse meiner bisherigen bescheidenen Schullaufbahn. Womit sollte ich ihn beeindrucken? Mit einem Übungsheft voll pubertärer englischer Poesie? Mit den mittelmässigen Ergebnissen einer englischen Staatsprüfung, die ich im Alter von 14 Jahren gemacht hatte? Als mich mein Schuldeutsch im Stich liess, haben wir zu meiner Verlegenheit auf Englisch umschalten müssen. Ich sagte ihm, etwas hochstaplerisch in familiärer Tradition, ich wolle mich an der Uni einschreiben, um in die Tiefen der deutschen Sprache und Literatur einzudringen.

Ich fürchte, er hat mich, ebenso wie Herr Joss, nicht gerade als eine Bereicherung seiner Institution angesehen. Immerhin schlug er vor, ich solle Phil I. studieren, und mit einem verborgenen, aber gütigen Lächeln schüttelte er meine Hand und, ebenso wie Herr Joss, wünschte mir Glück. Noch am Ende desselben Tages war ich sowohl stolzer Besitzer einer Studentenkarte als auch einer winzigen Dachwohnung an der Länggassstrasse, die in jenen Tagen nach all der Schokolade duftete, von der wir in England seiner Zeit nur träumen konnten.

Heute, keine hundert Meter von derselben Dachwohnung – steht eine der schönsten Universitätsbibliotheken, die ich je erblickt habe.

Meine Wirtin – eher Ersatzmutter als Vermieterin – hiess Frau Schreuers. Ihr Sohn Lothar war ein Doktor von irgendwas und Schweizer Beamter mit mysteriösen Verbindungen. Sonntags zogen wir uns unsere besten Klamotten an, bestiegen per Standseilbahn den Gurten oder spazierten am Ufer der Aare entlang. In seinen freien Stunden am Abend sprach Lothar Deutsch mit mir, und wo es ihm möglich war, half er mir durch den nahezu undurchdringlichen Universitätsdschungel. Als Herr Joss von der Kantonalbank mich mit aufrichtigen Tränen in den Augen wissen liess, dass es kein Geld mehr auf unserem Konto gab, versicherte mir Frau Schreuers: «Das macht



John le Carré an der 175-Jahr-Feier im Berner Münster.

nüt» – und bereitete mir zum Trost ein typisches englisches Frühstück aus Salami und Pfefferminztee zu.

Auch Lothar war der Meinung, dass es «nüt machte», allerdings mit weniger Überzeugung.

Sie müssen verstehen, wie wenig ich damals wusste, als ich meine Universitätskarriere begann. Englische Privatschulen waren in Kriegszeiten nicht gerade Häuser von akademischer Exzellenz. Und vielleicht war ich kein idealer Schüler: zu verträumt, zu sonderlich und zu verdächtig. Die englischen Haushalte, in denen ich gross geworden war, kannten keine Bücher, und die Erwachsenen, die mich betreuten, auch nicht. Auch heute noch ist das Lesen für mich keine absolute Selbstverständlichkeit. Ich muss mich noch immer ein bisschen dazu zwingen. Das Schreiben fällt mir leichter. In Bern begann ich meine ersten Schritte als Erzähler zu machen. In meinen ersten Wochen an der Uni besuchte ich Vorlesungen von gelehrten Germanisten, die ich auch dann nicht verstanden hätte, wenn sie in meiner Muttersprache gehalten worden wären.

Heimlich merkte ich mir die Namen der grossen Schriftsteller, von denen ich bisher nie gehört hatte, um anschliessend die gesamte Bibliothek nach ihnen zu durchforsten und ihre Texte dann – oft mit Lothars Hilfe – zu verstehen. Ich habe Seminaren beigewohnt, in denen ich es nicht

gewagt hätte, meinen Mund zu öffnen. Ich erinnere mich vor allem an Professor Fritz Strich, einen unglaublich belesenen Mann, dessen Vorlesungen bis heute in meinem Kopf nachklingen, unabhängig davon, ob ich sie damals verstanden habe oder nicht. Professor Strich nahm mich eines Tages zur Seite und fragte mich: «Junger Mann, was machen Sie eigentlich hier?» – «Ich bin Engländer und studiere Deutsch.» – «Dann sind Sie willkommen», sagte er, und that was fine by me. Ich frage mich immer noch, was er wohl gesagt hätte, wenn ich ihm erzählt hätte, dass es mein Ziel war, so gut zu schreiben wie Goethe.

Bern hat für mich nichts Schlechtes, aber ich muss Ihnen gestehen, dass es nicht gerade die Idealstadt ist für einen jungen Ausländer, der sich vorgenommen hat, Hochdeutsch zu lernen. Später natürlich, als ich in Oxford Alt- und Mittelhochdeutsch studiert habe, habe ich mit Dankbarkeit die noblen Ursprünge von Schwiizerdütsch schätzen gelernt. Es gab Lothar. Es gab durchaus Schweizer Studenten an der Uni, die sich die Mühe gaben, Hochdeutsch mit mir zu sprechen. Aber es waren die deutschen Studenten, die mir reinen Wein einschenkten. Es ist heutzutage schwer, sich ein Bild davon zu machen, welche Vorurteile und Hindernisse wir jungen englischen und deutschen Studenten vier Jahre nach Ende des Weltkrieges auf beiden Seiten zu überwinden

hatten. Ihre Flugzeuge hatten meine Schulen zerbombt, und meine Flugzeuge hatten ihre zerbombt. Wir sind unter dem Schrecken deutscher Fallschirmspringer aufgewachsen, die als Nonnen verkleidet auf unseren Spielwiesen landeten. Sie sind mit der Idee aufgewachsen, sie seien der verkannte Herr der Welt.

Während mein Land mit dem Trauma des Sieges fertig werden musste, rang ihr Land mit der Niederlage, dem Genozid und der Besatzung. Unsere Eltern waren erklärte Helden – meine eigenen Eltern ausgenommen –, ihre Eltern hingegen waren Schuldige. Von einer begabten Hamburgerin namens Frau Karsten kaufte ich mir mit den letzten Franken, die mir und Herrn Joss geblieben waren, weitere intensive Stunden in Deutsch. Und es war Frau Karsten, die mir unerbittlich einbläute: «Du kannst die Deutschen nicht länger von dieser Seite der Grenze betrachten. Du musst, selbst in diesen bitteren Zeiten, dorthin.»

Mit Bern als Sprungbrett und einem deutschen Freund von der Uni als Fremdenführer habe ich das zertrümmerte Ruhrgebiet und das zerschmetterte Berlin besucht und bin mit trockenem Mund durch die verlassenen Alleen von Bergensbelsen gestreift. Und dann habe ich versucht, all diese grausigen Bilder mit der edlen Einfachheit und stillen Grösse von Herrn Professor Strich zu versöhnen. Als ich zehn Jahre später meinen ersten Roman schrieb,

war genau das sein Thema. Meine Wahrnehmung von Genozid hat sich inzwischen geändert. Ich war in Ruanda, in Kambodscha, im Ostkongo und in Beirut, nur wenige Tage nach dem Massaker von Sabra und Schatila. Aber das Hauptanliegen meines Schreibens hat sich in den letzten 50 Jahren nicht verändert: Der Mensch im Konflikt mit seiner eigenen Brutalität; individueller Instinkt im Konflikt mit dem Traum von einer kollektiven Pflicht; und die Erkenntnis, dass wir zu oft verdammt sind, Kriege zu führen, die wir durch die Umstände unserer Geburt ererbt haben.

Nach meinem Jahr in Bern musste ich meinen Wehrdienst leisten und diente, dank meiner deutschen Sprachkenntnisse, zwei Jahre lang bei der britischen Besatzungsmacht in Österreich. Manchmal schrieb ich meine schlechte Poesie auf Deutsch. Wenn ich tagelang das Elend der Flüchtlingslager mitangesehen habe, schien mir das die angemessenste Rache. Anschliessend habe ich in Oxford mein Deutschstudium fortgeführt. In Oxford hiess Deutschstudium damals: die gotische Bibelübersetzung von Wulfilas, oder, für die Literatur von heute, das Hildebrandslied. Und für die Avantgardisten Wolfram von Eschenbach. Es überrascht mich nicht, dass ich für einige wenige Jahre nach Oxford, meine Lust zu schreiben verloren habe. In Eton als Lehrer angestellt, bemühte ich mich, meinen Schülern ein etwas zeitgemässeres Deutsch beizubringen. Und da

sprach mir, ich bin sicher, immer noch die schöne, leise Stimme von Fritz Strich ins Ohr.

Als mich der Kalte Krieg wieder an die Waffen zurückbeordnete, waren es das geteilte Deutsche Volk und seine geteilte Seele, die zu erforschen ich eingeladen wurde. Ist meine Geschichte heute noch, 60 Jahre später, überhaupt von Belang? Natürlich ist sie das! Die Universität von Bern gab mir etwas, was die besten Universitäten auf der ganzen Welt tagtäglich tun, manchmal sogar unbewusst, manchmal für die unwahrscheinlichsten Studenten. Sie gab mir Selbstachtung und liess meiner Kreativität freien Lauf. Sie gab mir Raum zu atmen und mich zu entfalten. Sie bot mir einen Platz, wo ich meine Kindheit hinter mir lassen konnte und meinen Optimismus entdecken konnte. Empfindsamkeit war kein Verbrechen mehr, sondern der Ausgangspunkt eines schöpferischen Lebens – ob Sturm ob Drang.

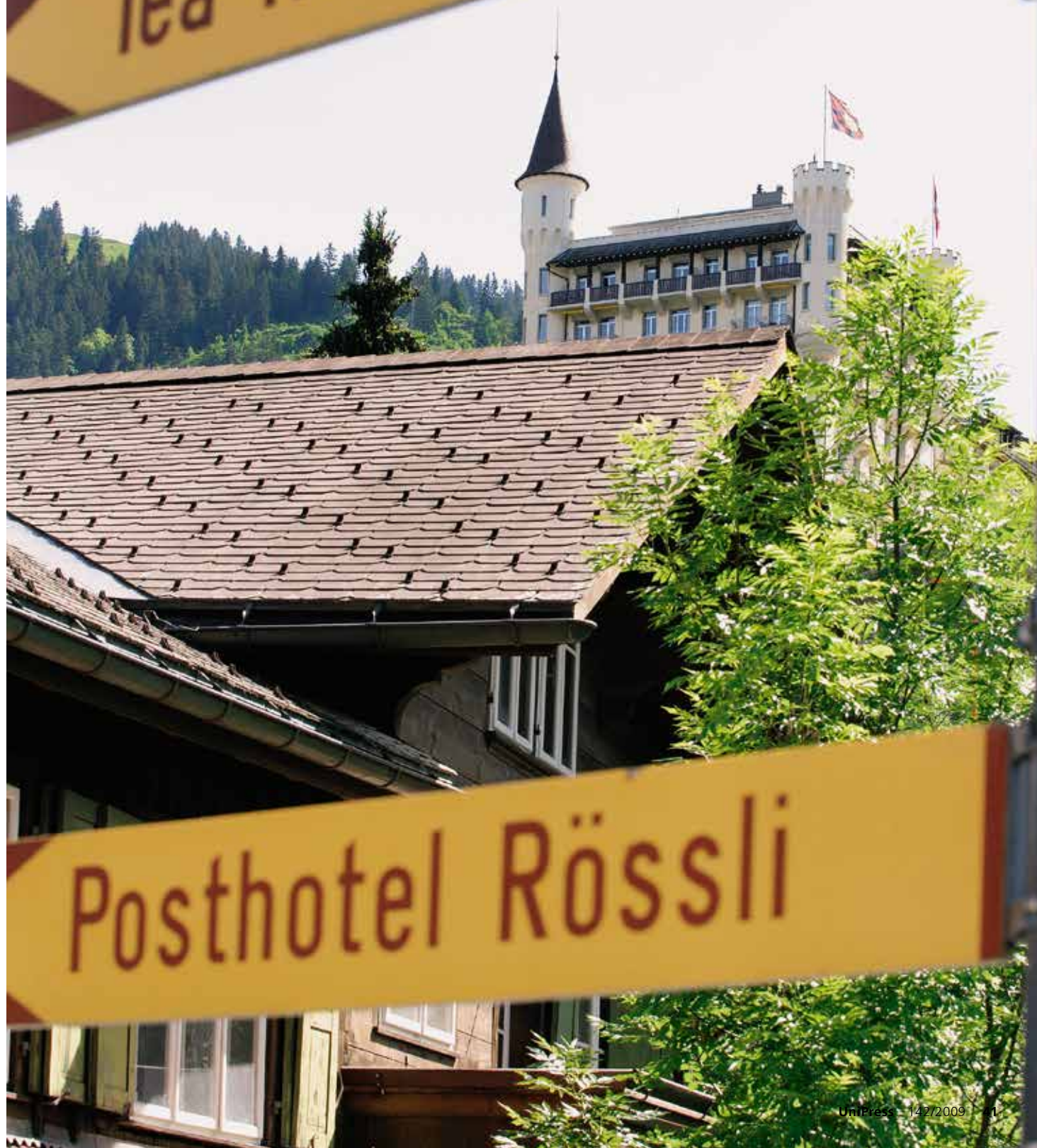
Die Uni gab mir all das, was ich einem Schweizer Studenten wünschen würde, wenn er sich gezwungen fühlte, aus seinem Heimatland zu fliehen, wie sehr er es auch schätze. Für Friedrich Dürrenmatt, dessen Gedenkfeier ich an diesem Ort beiwohnte, war die Schweiz ein Gefängnis. Na also – wir Schriftsteller schreiben gut im Gefängnis, und Dürrenmatt war keine Ausnahme. Für Thomas Mann, dessen Hand ich 1949 in Berns Casino zitternd schützelte, so dürfen wir uns sicher sein, waren

alle Länder Gefängnisse. Wenn man das Konzept von Fritz Strich über Goethe und die Weltliteratur unterzeichnen würde, was könnte Thomas Mann dann anderes gewesen sein als ein Weltbürger? Für mich war damals England mein Gefängnis und ist es auch heute noch ab und zu. Aber durch die Uni habe ich meine Freiheit gefunden. Durch die Uni habe ich die Freundschaft von Fremden kennen gelernt.

Und die Berner Uni wird immer der Ort sein, an dem ich zum ersten Mal, wenn auch noch im Dunkeln, das Licht gesehen habe, dem ich folgen musste. Möge sie in den nächsten 175 Jahren dasselbe für zahlreiche ahnungslose Studenten, ob Schweizer, ob Ausländer, weiter sein dürfen.»

© David Cornwell, 2009

Tea-Room Apple Pie



Posthotel Rössli





Einen Demokraten würdigen

Der Sammelband «Demokratie als Leidenschaft» bildet die Festschrift zum 65. Geburtstag und zur Emeritierung von Wolf Linder. Der erste Teil geht auf die Person ein und fokussiert die facettenreichen Rollen des Begründers und Leiters des Instituts für Politikwissenschaft an der Universität Bern. Die anschliessenden Beiträge würdigen Wolf Linders Schaffen, indem sie Thesen aus seinem wissenschaftlichen Werk aufnehmen. Die thematischen Schwerpunkte der rund dreissig Beiträge liegen in der Analyse der komplexen Wechselwirkungen von direkter und repräsentativer Demokratie in der Schweiz, den historischen Grundlagen und neuesten Entwicklungen schweizerischer Institutionen wie Konkordanz und Föderalismus sowie der Rolle der deliberativen Kultur, den Herausforderungen und Chancen bei der Planung und dem Vollzug öffentlicher Politik und den Eigenheiten der schweizerischen Demokratie im internationalen Vergleich. Das vorliegende Werk bietet einen aktuellen Überblick über die neueste Forschung von führenden Vertretern der Schweizer Politikwissenschaft. Darüber hinaus kommen auch Verwaltungspraktiker und Politiker zu Wort.

Demokratie als Leidenschaft

Planung, Entscheidung und Vollzug in der schweizerischen Demokratie (Festschrift für Prof. Dr. Wolf Linder zum 65. Geburtstag) *Adrian Vatter (Hrsg.) / Fritz Sager (Hrsg.) / Frédéric Varone (Hrsg.)* – 2009. 521 S., geb., 25 Abb., 24 Tab., CHF 58.–, Haupt Verlag AG Bern, ISBN 978-3-258-07504-4



Zwischentöne erkunden

1937 schreibt der deutschrussische Komponist Wladimir Vogel 1937 seine erste Zwölftonmusik. Unter der Oberfläche spricht diese Musik von Exilerfahrung und politischer Utopie. Auf dieses Programm greift Vogel auch in den Instrumentalwerken im Schweizer Exil zurück. Die Autorin verdeutlicht dies anhand ausgewählter Beispiele und verweist auf die Unvereinbarkeiten von Vogels spezifischer Zwölftonmusik mit Methoden (westdeutscher) Musikgeschichtsschreibung während des Kalten Krieges.

Zwölftonmusik mit doppeltem Boden

Exilerfahrung und politische Utopie in Wladimir Vogels Instrumentalwerken Schweizer Beiträge zur Musikforschung, Band 13

Doris Lanz – 2009. 268 S., kart., CHF 64.90, Bärenreiter Verlag Kassel, ISBN 978-3-7618-1914-2



Das Subjekt erforschen

In der Pädagogik ist «das Subjekt» ein historisch konstanter Dreh- und Angelpunkt. Im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes steht die vielschichtige Auseinandersetzung um «das Subjekt». Unter anderem wurde analysiert, welche Subjektgestalt entwickelt wird, welche Anleihen und Abgrenzungen, Projektionen und Funktionen damit verbunden sind und welche Perspektiven und Anweisungen für die Erziehung dieses Subjekts einhergehen.

Das Subjekt der Pädagogik – Die Pädagogik des Subjekts

Das Subjektdenken der theoretischen und der praktischen Pädagogik im Spiegel ihrer Zeitschriften. Prisma – Beiträge zur Erziehungswissenschaft aus historischer, psychologischer und soziologischer Perspektive

Ulrich Binder – 2009. 630 S., kart., CHF 79.–, Haupt Verlag Bern, ISBN 978-3-258-07455-9



Widersprüche ertragen

Im Alltag wie in besonderen Lebenslagen fühlen sich Menschen immer wieder zwischen widersprüchlichen Empfindungen und unvereinbaren Zielen hin- und hergerissen. Dieses Phänomen, bisher in der Theologie wenig bedacht, loten hier ein Sozialwissenschaftler, ein Alttestamentler und ein Praktischer Theologe aus. In drei fachbezogenen Kapiteln und einer fächerübergreifenden Diskussion entwickeln sie ein «Konzept der Ambivalenz» und konkretisieren es an verschiedenen Spannungsfeldern wie Tradition und Innovation, Individuum und Gesellschaft, Eigenständigkeit und Abhängigkeit, Nähe und Distanz, Liebe und Hass, «drinnen» und «draussen». Die differenzierte Wahrnehmung solcher Polaritäten und der kreative Umgang mit Ambivalenzen erweist sich als hilfreich bei der lebensnahen Auslegung biblischer Texte und bei der menschennahen Gestaltung kirchlicher Rituale (Taufe, Trauung, Bestattung).

Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten

Eine neue interdisziplinäre Perspektive für theologisches und kirchliches Arbeiten *Walter Dietrich, Kurt Lüscher, Christoph Müller* – 2009. 235 S., Paperback, CHF 32.–, Theologischer Verlag Zürich AG, ISBN 978-3-290-17523-8

Impressum

UniPress 142 Oktober 2009

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Marcus Moser (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Astrid Tomczak-Plewka (astrid.tomczak-plewka@kommunikation.unibe.ch)

Mitarbeit: Julia Gnägi (julia.gnaegi@kommunikation.unibe.ch)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Matthias Abplanalp (matthias.abplanalp@kommunikation.unibe.ch); Birgitt Borkopp-Restle (birgitt.borkopp@ikg.unibe.ch); Catherine Depierraz (depieraz@abegg-stiftung.ch); Bettina Jakob (bettina.jakob@kommunikation.unibe.ch); Edith Keller (edith.keller@musik.unibe.ch); Pasqualina Perrig-Chiello (pasqualina.perrigchiello@psy.unibe.ch); Franziska Rogger (franziska.rogger@bibl.unibe.ch); Urs Rohrbach (ursus@students.unibe.ch); Norbert Wernicke (norbert.wernicke@germ.unibe.ch)

Bildnachweise: Titelbild, Bilder Seiten: 1, 3, 4, 11, 12, 15, 20, 23, 33, 37, 41, 42: © Tomas Wüthrich
Seite 6 links: © Vermessungsamt Stadt Bern 2009
rechts: © Archäologischer Dienst des Kantons Bern
Seite 7 (oben links): Bunter Hund, Atelier für Illustration, Zürich; © Kantonsarchäologie Zürich, (oben rechts): Stefan Lehmann, Bern
Seite 7 (unten): © Heer Jean, Nestlé Hundert-fünfundzwanzig Jahre, Vevey 1991, S. 185
Seite 9: oben links: © Bürgerbibliothek Bern, oben rechts: © Staatsarchiv des Kantons Bern, Mitte rechts: © Bürgerbibliothek Bern, unten rechts: © Staatsarchiv Bern

Seite 10: © Grüner Heinrich 13, 1907Nr. 38

Seite 13, 31, 32, 34 und 35: © Adrian Moser

Seite 14: © Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern

Seite 16: Beuret Charles, 100 Jahre BSC Young Boys, Bern 1998

Seite 19: © Abegg-Stiftung, 3312 Riggisberg

(Chr. von Viräg)

Seite 22: Meilli Richard, Analytischer Intelligenztest, Bern 1966, S. 8

Seite 25: Stefan Rademacher, Institut für Religionswissenschaft der Universität Bern

Seite 27: zvg Janek Lobmaier

Seite 29: Geografisches Institut, © Christoph Hösli

Seite 36: © Pasqualina Perrig-Chiello

Seite 39: © Manu Friederich

Seite 44: ©iStock.com

Gestaltung: 2. stock süd, Biel

(mail@secondfloorsouth.com)

Layout: Patricia Maragno (patricia.maragno@kommunikation.unibe.ch)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

Anzeigenverwaltung:

Go! Uni-Werbung AG

Rosenheimstrasse 12

CH-9008 St. Gallen

Tel. 071 244 10 10

Fax 071 244 14 14

info@go-uni.com

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 13 500 Exemplare

Erscheint viermal jährlich,

nächste Ausgabe Dezember 2009

Abonnenten: «UniPress» kann kostenlos abonniert

werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-

Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern,

Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90,

E-Mail: abonnamente@staempfli.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit

Genehmigung der Redaktion.



Vorschau Heft 143

IM DIENST DER ÖFFENTLICHKEIT

Bern ist das politische Zentrum der Schweiz. Da liegt es nahe, dass auch die Hauptstadt-Universität der Politik, ihren Akteuren und Verwalterinnen besondere Aufmerksamkeit schenkt. Das nächste UniPress widmet sich der «Public Governance».

Auflösung der Standorte im Kanton Bern

Titelbild:	Eggiwil
Seite 1:	Grimsel
Seite 3:	Courtelay
Seite 4:	Langenthal
Seite 11:	Arch
Seite 12:	Suls
Seite 15:	Jaun
Seite 20:	Erlach
Seite 23:	Thörishaus
Seite 33:	Mont Soleil
Seite 37:	Chasseral
Seite 41:	Gstaad
Seite 42:	Kriechenwil



Management

WIR SUCHEN: MANAGEMENT- NACHWUCHS

REGIONALVERKAUFSLEITER/IN

Starten Sie Ihre Management-Karriere bei ALDI SUISSE, der neuen erfolgreichen Marke im Schweizer Detailhandel

Ihr Profil:

- Überdurchschnittlicher Abschluss an einer Universität oder Fachhochschule
- Hohe Einsatzbereitschaft
- Überzeugungskraft und Durchsetzungsvermögen
- Ausgeprägte Kommunikationsfähigkeit
- Hohes Mass an sozialer Kompetenz
- Gute Kenntnisse der französischen oder italienischen Sprache von Vorteil

Ihre Aufgabe:

- Leitung eines Verkaufsbereichs mit der Verantwortung für mehrere Filialen und bis zu 70 Mitarbeiter
- Verantwortung für die Entwicklung der Filialen und Mitarbeiter sowie für die Planung, Organisation und Kontrolle in Ihrem Bereich

Unser Angebot:

- Praxisnahes Traineeprogramm als Vorbereitung auf Ihre Führungsaufgabe im In- und Ausland
- Ausgezeichnete Karrieremöglichkeiten im In- und Ausland
- Mitarbeit beim Aufbau eines jungen Unternehmens in einem motivierenden Umfeld
- Überdurchschnittlich hohes Gehalt ab Beginn
- Neutraler Firmenwagen, auch zur privaten Nutzung

SCHREIBEN SIE MIT UNS GESCHICHTE!

Senden Sie uns Ihre vollständige Bewerbung mit Lebenslauf, Foto sowie den Schulabschluss- und Arbeitszeugnissen an:

ALDI SUISSE AG

Zweigniederlassung Embrach,
Verwaltungsgebäude H, Postfach 149,
8423 Embrach-Embraport

ALDI SUISSE AG

Zweigniederlassung Dagmersellen,
Industriestrasse 17,
6252 Dagmersellen

ALDI SUISSE AG

Succursale de Domdidier,
Route de l'Industrie 93,
Case Postale 153, 1564 Domdidier



Bern, 11.–14. November 2009

Kompetenzzentrum für «Aus- und Weiterbildung im öffentlichen Verkehr»

Am Samstag, 14. November, informieren Fachleute und Ausbildungsinstitute an der suisse traffic gezielt über Berufe sowie Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten im öffentlichen Verkehr. Nutzen Sie die Gelegenheit, mit Unternehmen direkt in Kontakt zu treten und informieren Sie sich vor Ort.

www.suissetraffic.ch



Roger Nufer, Portfoliomanager

**«Auf den Wind kommt es an –
und dass man im richtigen
Moment die Chance packt.»**

ihr partner für
1to1
energy

Die Liberalisierung im Strommarkt setzt Impulse frei und eröffnet neue Chancen. Wir verstehen sie als Aufforderung, uns dynamisch weiterzuentwickeln. Dazu sind wir auf engagierte Mitarbeiter angewiesen wie beispielsweise Roger Nufer. Als Portfoliomanager packt er Chancen zur richtigen Zeit – und trägt so zur Unternehmensentwicklung bei. Bei der BKW FMB Energie AG sorgen 2500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter heute dafür, dass bei mehr als 1 Million Einwohner zuverlässig der Strom fließt. Gehören Sie morgen dazu? Wir freuen uns, wenn Sie mit uns die Zukunft angehen.

BKW [®]